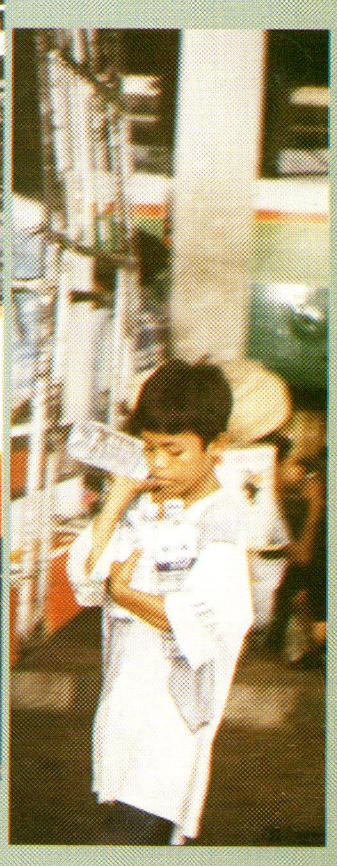


DAS MAGAZIN DER DEUTSCH-INDONESISCHEN GESELLSCHAFT

3/98

KINDER





Inhalt

KINDER

REPORT

RUBRIKEN

Editorial

Liebe KITA-Leserinnen und Leser!

Zum Jahresende 1998 haben wir die aktuelle KITA-Ausgabe dem Thema "Kinder" gewidmet. Durch die wirtschaftliche Krise in Indonesien und die dadurch sprunghaft zunehmende Anzahl von Menschen, die unterhalb der Armutsgrenze leben müssen, hat dieses Thema eine besondere Brisanz bekommen. Die weitgreifenden Veränderungsprozesse, in denen Indonesien sich seit über einem Jahr befindet, haben die internationale Medienpräsenz den Landes ebenfalls gewaltig ansteigen lassen. KITA kann sicher nicht den Anspruch verfolgen, diese Flut von Informationen vollständig auszuwerten und für unsere Leser aufzuarbeiten. Wir verstehen uns nach wie vor in erster Linie als kultur(politische) Zeitschrift und gehen davon aus, dass unsere Leser ihre aktuellen Informationen über Indonesien aus den tagesaktuellen Medien wie Fernsehen, Tageszeitungen und Internet beziehen.

Doch zurück zum Thema "Kinder": Überall auf der Welt sind es besonders die Kinder, die zu Opfern von Krisen in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens werden. UNICEF, das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen, berichtet im Zusammenhang mit seiner Weihnachtsaktion 1998 für Waisen und Heimkinder, dass in den vergangenen zehn Jahren weltweit rund eine Million Kinder ihre Eltern durch bewaffnete Konflikte verloren haben oder auf der Flucht von ihnen getrennt worden sind. Mehr als acht Millionen Kinder unter 15 Jahren haben ihre Mutter oder beide Elternteile durch AIDS verloren.

Die UN-Konvention über die Rechte des Kindes, die am 20.11.1989 verabschiedet wurde und von allen Ländern der Welt bis auf die USA und Somalia unterzeichnet wurde, verpflichtet die Unterzeichnerstaaten dazu, jedes Kind umfassend vor Hunger, Armut, Gewalt (physischer wie psychischer), vor Diskriminierung und Ausbeutung, vor Folter und Drogen zu schützen. Weiterhin garantiert sie jedem Kind das Recht auf Staatsangehörigkeit, Religions- und Gedankenfreiheit, freie Meinungsäusserung, auf Anhörung bei Strafverfahren und in Scheidungsprozessen, auf Gleichbehandlung und Bildung, kulturelle Entfaltung und Gesundheit. Sie nimmt den Staat in die Pflicht, für die Sicherheit des Kindes zu sorgen, und die Eltern in die Pflicht, sich um das Kind zu kümmern und beinhaltet Regelungen, nach denen die Konvention bekannt gemacht und verbreitet werden muss, als Grundlage politischer Entscheidungen dienen soll und in Richtlinien der Aus- und Weiterbildung an Schulen und Universitäten einfliessen soll. Schliesslich legt sie fest, dass sich die Unterzeichnerstaaten regelmässig einer UNO-Kommission stellen müssen, um über die Fortschritte bei der Umsetzung der Konvention zu berichten.

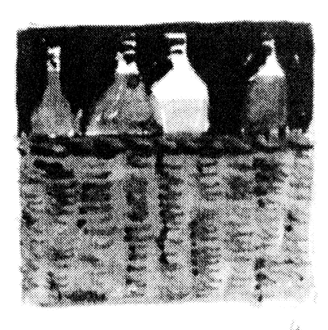
Wir denken, dass es sicher auch in Ihrem Sinne ist, wenn wir der Hoffnung Ausdruck verleihen, dass die Inhalte dieser Konvention in allen Ländern der Welt Wirklichkeit werden können.

In diesem Sinne wünschen wir Ihnen Alles Gute zum bevorstehenden Jahreswechsel, zu Weihnachten und zu den Feierlichkeiten zum Ende des Fastenmonats Ramadan!

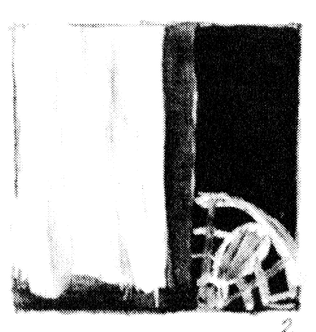
Ihre KITA-Redaktion



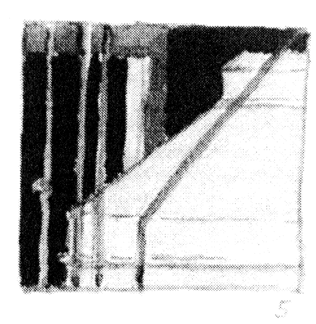
Papagei im Fenster



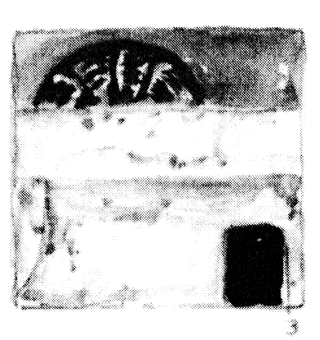
Jamuflaschen im Korb



Ventilator im Zimmer



Krupukbehälter mit Trageseil



Antenne auf dem Dach



Teekanne im Warung

"Auf Entdeckungsreise in der Umgebung"
Zeichnungen von Peter Berkenkopf

Lena Simanjuntak

Mansur

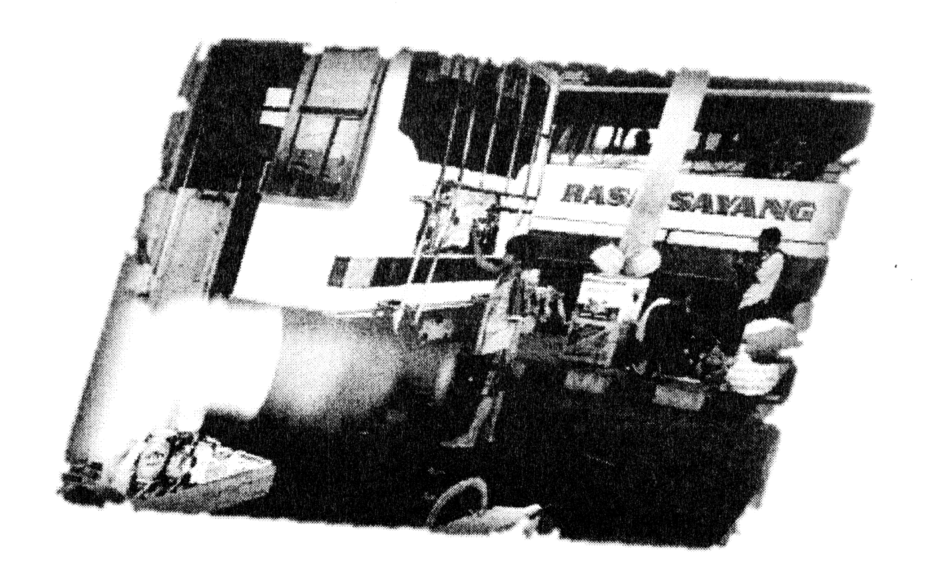
"Unsere Freunde aus der Rayamana-Straße in Jatinegara, Jakarta, haben große Probleme. Mansur steht wegen des Vorwurfs vor Gericht, Dulgani am 9. November 1997 ermordet zu haben. Nach der U-Haft in Pondok Bambu (einem Gefängis für Drogenhändler, Obdachlose und Straßenkinder) ist er zu zwei Jahren verurteilt und in das Kindergefängnis in Tangerang verlegt worden. Mansur hat gegen das Urteil Widerspruch eingelegt und ist vorübergehend nach Sanggar Akar (einem Domizil für Straßenkinder) verlegt worden....."

Über seine Erfahrungen im Gefängnis schreibt Mansur selbst: "*Ich war mir bewußt, einen großen Fehler gemacht zu haben ... Zunächst war ich in Polizeigewahrsam in Ost-Jakarta, dort ging es mir sehr elend, weil ich mit erwachsenen Kriminellen zusammengesperrt war. Sie waren brutal und haben sich gegenseitig geschlagen. Zu essen gab es nur schlechten Reis, und wir mußten täglich arbeiten. Wenn jemand Besuch von seiner Familie bekam, fragten sie immer nach Geld, um sich damit von den Schlägen freikaufen zu können. Falls man zuwenig Schmiergeld hatte, konnte man blutig geschlagen werden. Die Wärter schauten immer nur weg, weil sie von den Schlägern mit Geld bestochen wurden. Nach ein paar Monaten wurde ich nach Pondok Bambu gebracht, wo die Verhältnisse noch schlimmer waren als bei der Polizei. Bei jeder Kleinigkeit wurden wir verprügelt, einmal ist sogar ein Kamerad totgeschlagen worden. Die Stubenältesten mußten wir abends massieren und ihnen frische Luft zufächeln. Ich war überrascht, daß diese mitgefangenen Männer auch Waffen hatten - woher auch immer. Bei meiner siebten Gerichts-Verhandlung bin ich schließlich verurteilt worden ...*" (Zitate aus "*Niat - Anak untuk Indonesia Merdeka*", Juli 1998. Verantwortlich für diese in Jakarta verlegte Zeitung ist Romo Sandiawan Sumardi)

Nachdem ich diese und andere Geschichten über Straßenkinder gelesen hatte, wurde mir wieder klar, in welch schwierige Situation mehr und mehr Kinder in Indonesien geraten. Mansur bespielsweise kam aus Palembang und hatte in Jakarta sein Glück versucht, war aber auf die schiefe Bahn gekommen. Sein Problem spiegelt die aktuelle Lage in Indonesien wider. Durch die gegenwärtige wirtschaftliche und politische Krise werden immer mehr Menschen kriminell, Jugendliche können die Schule nicht mehr besuchen (allein 6 Millionen Kinder müssen ihren Schulaufenthalt abbrechen, weil die Eltern nicht mehr für das Schulgeld aufkommen können!). Und in den Großstädten - besonders in Jakarta - leben immer mehr Kinder auf der Straße. Viele drücken sich an den Straßenkreuzungen herum, um von den Autofahrern etwas zu erbitten. Für diese Kinder steht die Ampel auf Rot! Die Zukunft einer ganzen Generation ist gefährdet.

Durch die aktuelle Krise hat sich die Situation der Kinder auf der einen Seite grundlegend verschlechtert, auf der anderen Seite rütteln die Verhältnisse aber auch viele Leute auf. Sie kümmern sich jetzt vermehrt um die Rechte der Kinder. Im Oktober hat sich in Jakarta zum Beispiel ein "Nationalforum für das Wohl von Kindern" etabliert. Diese Initiative will die Rechte der Kinder fördern und gesetzliche Grundlagen schaffen.

Und ich frage mich: Mußte es erst soweit kommen, daß durch die Not der Kinder auch ihre berechtigten Ansprüche auf ein menschenwertes Leben und eine gesicherte Zukunft aktiv in Angriff genommen werden? Die Geschichte von Mansur - der offenbar Opfer der Verhältnisse geworden war - hat mir vor Augen geführt, wie komplex die Probleme sind: Um seinen Fall nachvollziehen zu können, müssen wir ihn unter psychologischen Gesichtspunkten, unter pädagogischen, politischen, wirtschaftlichen oder sozialen, kulturellen und religiösen Aspekten analysieren. Und was wird aus einem solchen Burschen, wenn er aus dem Gefängnis frei kommt? Liegt unsere Zukunft bei den Kindern, und was tun wir für die Zukunft der Kinder?



Pramoedya Ananta Toer

Was verschwunden ist

Der Lusi schlängelt sich am südlichen Teil der Stadt Blora entlang. In der Trockenzeit starrt das Flussbett mit Steinen, Kieseln, Sand und Schlamm zum Himmel. Das Wasser steht nur einige Dezimeter tief. Wenn aber der Regen zu fallen beginnt, die bewaldeten Berge sich in Wolken hüllen und die Sonne manchmal vierzig oder fünfzig Stunden nicht mehr zum Vorschein kommt, verändert sich das grünliche Wasser - es wird gelb, dick, wird zu Schlamm. Es steigt sprunghaft, unbezähmbar, manchmal wohl bis zu zwanzig Metern, manchmal mehr. Und das ruhig fliessende Wasser wälzt sich plötzlich wild tobend dahin. Es reisst Bambussträucher aus den Ufern, wie ein Kind Gras ausreisst. Es läßt die Ufer einstürzen und reisst große Teile der Felder der Bewohner mit. Der Lusi: Er unterminiert seine eigenen Ufer.

Und in diesem Leben reisst manchmal ein wilder Strom den menschlichen Körper und das menschliche Schicksal mit sich. Und ohne sein Wissen verliert der Mensch dabei Stücke aus seinem Leben.

Vor unserem Haus standen dunkelgrüne Bambussträucher. Bei Wind bogen sie sich traurig. Manchmal hörte man sie unter den Bewegungen des Windes melancholisch flöten. Und der ganze Anblick und das Hören machten mir Angst, als ich noch klein war. Dann lief ich weg zu Mutters Schoß - weinend.

Noch jetzt höre ich Mutter fragen: "Warum weinst du?" Mit ihrer Hand, die nicht mehr so weich ist wie damals, als sie noch ein kleines Mädchen war, streichelt sie meine magere Wange. Und die Stimme meiner frühen Kindheit, noch stammelnd, antwortet schluchzend: "Mutter - der Bambus weint." Und Mutter nimmt mich auf den Schoss und sagt ermutigend: "Er weint nicht. Nein, er singt." Dann singt Mutter auch. Der klare Gesang läßt immer wieder meine Angst, meine Traurigkeit, meine Abneigung gegen etwas versinken. Javanisches Singen! Nicht selten wiegt ihre sanfte weiche Stimme mich in Schlaf. Manchmal streichele ich beim Singen ihr Haar, das vom Wind zerzaust ist, oder ich spiele an ihren Ohren mit den glänzenden Ohrringen. Dann - dann höre ich die Stimme das Lied zuende singen.

"Du bist eingenickt", sagt sie. "Komm, ich leg dich schlafen." Und ich sperre meine Augen ganz weit auf, um noch länger Mutters Singen geniessen zu können. Doch ich habe nicht mehr die Kraft, die Augenlider offen zu halten ...

Aber all das ist nun verschwunden. Verschwunden, gerade so wie die Ufer und die Bambus-Sträucher weggerissen vom jährlichen Hochwasser des Lusi. Und ich hatte nicht die Kraft, dem starken Strom zu widerstehen, mit dem die Natur jeden Menschen verfolgt. Ich musste spüren, wie leicht in den Wellen der Zeit ein Mensch fortbewegt wird von einem Ort zum andern, von einem Gefühl zum andern.

Einmal - ich erinnere mich noch daran - träumte ich, dass ich einen Cent fand. Als ich die Augen aufmachte, hatte ich meine Hand ganz fest geschlossen aus Angst, das im Traum gefundene Geldstück fallen zu lassen und zu verlieren. Sogleich stand ich auf und suchte Mutter und rief ausgelassen: "Mutter, Mutter, ich habe einen Cent gefunden!" Ich sah Mutter auch fröhlich lächeln, und aufmerksam fragte sie: "Wo hast du den gefunden? Wo ist dein Geld?" Ich streckte ihr meine Faust entgegen und rief glücklich: "Hier! Hier!" Ich öffnete meine Faust. Aber meine Hand war ganz leer. Und Mutter fragte sanft: "Wo denn?" Ich war vor Schreck und Enttäuschung ganz starr - das Geld, das ich im Traum gefunden hatte, war nicht in meiner Faust. Ich weinte, von einer großen Leere bewegt. Ich hörte Mutter lachen und trösten: "Du bist gerade aufgewacht, du hast vorhin geträumt. Wein mal nicht." Aber die Enttäuschung zusammen mit der Leere wälzten sich in meiner Brust, und ich weinte weiter. Mutter wischte mir die Tränen mit einem Zipfel ihrer Jacke ab. "Sei mal still", sagte sie wieder. Sie holte einen halben Cent aus ihrem Gürtel und gab ihn mir. Und ich wurde still und begann, mit dem halben Cent zu spielen, doch die halbe Enttäuschung war noch da. "Es ist schon Nachmittag", sagte Mutter, "bade dich! Sag *nji* Kin, sie soll dich baden." (*nji*, jav. Dienerin). Ich rutschte von ihrem Schoß, aber ging noch nicht. Ich sah, wie Mutters Gesicht plötzlich verstört wurde. Ihre Stimme war deutlich nicht mehr freundlich und klang bestimmt: "Geh!" Ihre Bestimmtheit ließ mich langsam weggehen und *nji* Kin in der Küche suchen. Hinter mir hörte ich die mahnende Stimme: "Schnell! Es ist schon Nachmittag!" Die Bestimmtheit bewirkte auch, dass ich mich nicht zu weinen traute. Langsam ging ich *nji* Kin in der Küche suchen, damit sie mich badete.

Ich kann mich noch deutlich an *nji* Kin erinnern. Sie war eine der vielen Frauen auf dieser Erde, die einen Mann heiratete, den sie zuvor nicht kannte. Von dieser Heirat hatte sie Syphilis bekommen: eine Krankheit, die ihr schliesslich einen tiefen Abscheu vor ihrem Mann machte. Wegen der Syphilis wurden sie geschieden und waren jeder seinen eigenen Weg gegangen. Durch die Syphilis war eins ihrer Kniegelenke angegriffen worden, und ein Auge war ihr weggefressen, und ihre Schönheit war ganz zerstört. Sie musste das eine

Bein beim Gehen nachziehen. Tagsüber hatte sie keine Gelegenheit, ihr Schicksal zu betrauern. Der Alltag forderte einen großen Teil ihrer Aufmerksamkeit. Nur bei Nacht, wenn sie trotz ihrer körperlichen Müdigkeit nicht schlafen konnte, trauerte sie über alles, was sie verloren hatte. Als *nji* Kin zu uns arbeiten kam, war sie schon in diesem Zustand. Kinder hatte sie nicht, die Syphilis hatte auch ihre Gebärmutter verschluckt. Deshalb liebte sie mich immer. Und ihre Liebe ist noch spürbar, wo ich mich auch an sie erinnere. Die einst schöne *nji* Kin war das Opfer ihrer Schönheit geworden.

Manchmal streichelte sie meine Wange, als ob sie ihr eigenes Kind streichelte, das nie geboren wurde. Und ich erinnere mich noch, dass sie ihr Gesicht unter einem Schleier verbarg, wenn sie mich auf ihrer Hüfte trug. Plötzlich zog sie ihn schnell weg und rief: "Buh!" Das machte sie mehrmals, und mein Vergnügen darüber war ungemein gross. Ich lachte glücklich. Sie lachte glücklich. Aber oft zog sie den Schleier auch nicht weg, und wenn ich ihn dann wegzog, sah ich ein leichenbleiches Gesicht, das das Elend der Welt ausdrückte. Ihre Augen waren rot. Schnell drückte sie dann ihre Wange lange an meine: sie hatte Sehnsucht nach ihren Kindern, die nie geboren werden sollten.

Einen Teil ihres verdienten Geldes sparte *nji* Kin. Fast die Hälfte gab sie für Essen aus. Und das Essen war für mich. Erst später erfuhr ich, daß sie von Mutter achtzehn Cent im Monat bekam.

Nji Kin erzählte gern Geschichten wie Mutter auch. Anders war nur, dass Mutter immer von Kriegshelden aus dem Nahen Osten erzählte, während *nji* Kin vom Leben der Tiere früher, als sie noch sprechen konnten und Königreiche im Wald gründeten, erzählte. Ich weiß nicht mehr genau, ob ich zwei Jahre oder etwas älter war, als mir diese Geschichten erzählt wurden.

Oft liess *nji* Kin in ihren Geschichten durchblicken, dass die Menschen früher gut waren und deshalb die Sprache der Tiere verstehen konnten. "Aber die heutigen Menschen", sagte sie, "sind sehr sündig. Sie stürzen am liebsten ihre Mitmenschen ins Verderben. Deshalb können sie die Sprache der Tiere nicht mehr verstehen." Einmal erzählte sie mir auch von etwas, was sie selbst miterlebt hatte, als sie noch klein war, ein paar Jahre älter als ich jetzt. Und ich bat sie immer wieder um diese Geschichte. Und sie weigerte sich nie. Ich hörte mit Erstaunen und Verwunderung zu. Die Geschichte ging so: Damals war sie noch klein. Der Regent des Bezirks Blora war Herr Kangdjeng Said. Einmal gab es eine doppelt lange Regenzeit in unserer Stadt. Der Lusi trat über die Ufer und stieg immer höher, bis schließlich unsere ruhige und sichere Stadt von einem gelben Schlammstrom überspült wurde. Weil der grosse Platz mitten in der Stadt etwas höher auf einem Hügel liegt, wurde er zu einer Insel in einem weiten Wassermeer. Dahin flüchteten die Menschen vor dem Wasser. Sie brachten ihre Kinder, Büffel, Kühe und sich selbst dort in Sicherheit. Wer oder was nicht schnell genug dort war, wurde vom Wasser ergriffen und mitgeschleppt

bis zur Mündung des Flusses. Die schweren Regen hielten an, und das Haus des Regenten war übervoll von Menschen. Da hatte *nji* Kin den Regenten nach draussen gehen sehen mit einer Peitsche und damit auf das Wasser schlagen, das schon am Rand des Platzes leckte, und er sprach Beschwörungsformeln. Langsam aber sicher sank das Wasser und schließlich kehrte es zurück in das Bett des Lusi.

Ich erinnere mich noch gut an die Erzählung. *Nji* Kin hat sie mir wohl zwanzigmal erzählt, und jedesmal lauschte ich wieder mit Hingabe. Sie erzählte auch davon, wie die Babies bei dem Regen schrien und vom Mut des Regenten, der die Peitsche trug, und wie ergeben ihm das Volk war, und wie die Menschen niederknieten und um seinen Segen baten.

Die Erzählung bewirkte, dass ich den Regenten bewunderte. Doch er war schon gestorben, bevor ich geboren wurde. Sein Ruhm lebte weiter in der Erinnerung der alten Generation unserer Stadt.

Nicht weniger interessant fand ich *nji* Kins Erzählungen über Geister und Halbgötter, die bei Tag und Nacht überall herumschwebten, ohne dass die Menschen es merkten. Sie erzählte auch Geschichten über vorbeiziehende Wolken - eine Episode aus dem Ramayana -, hinter denen Dasamuka, der Sita entführte, mit Djataju kämpfte, der dies verhindern wollte. Und während sie erzählte, schaute sie zu den weissen Wolken hoch. Oft erzählte sie auch von den Helden des Mahabharata. Einfach und schön waren alle ihre Geschichten. Und ich verstand auch dies und das. In Gedanken war ich voll Bewunderung, was für gewaltige Menschen früher gelebt hatten - ich war eben nicht anders als ein Mensch von jetzt, dem die eigene Zeit entgeht, da er frühere Zeiten bewundert, die vorüber sind.

Wenn ich abends nicht einschlafen konnte und einfach weinte, klopfte Mutter mir sacht auf die Schenkel und sprach von schönen Sachen. Manchmal sang sie auch javanische, holländische oder arabische Lieder. Doch ihre helle Stimme war mir nicht immer lieb, gewiss nicht, wenn ich verstimmt war. Ja, auch kleine Kinder können verdriesslich sein.

Wichtige Augenblicke des Lebens kann man nur schwer aus der Erinnerung streichen. Auch aus der Erinnerung der Kindheit nicht. Sie bleibt fest im Kopf bis zum Alter.

Ich erinnere mich noch daran, dass ich einmal ständig weinte. Da unser Haus noch weit vom Stromnetz lag, war es abends bei uns immer düster. Mutter nahm mich mit nach draussen. Vom Nebel wurde mein Körper kühl und müde. Und die Kälte des Nebels brachte auch meinem verdriesslichen Herz etwas Erfrischung. Offenbar war ich zuvor hitzig gewesen. Auf dem Vorhof gab Mutter mir einen Kuss und flüsterte mit ihrer sanften Stimme: "Mein Liebling, warum weinst du nur? Weisst du nicht, daß deine Mutter müde ist von

der Tagesarbeit? Schlaf, Liebling! Morgen ist ein neuer Tag mit einem neuen Himmel, mit einer neuen Sonne, mit neuer Luft. Und du darfst wieder spielen soviel du willst, Liebling." Damals beruhigte die Liebkosung der Stimme meine Gefühle. Ich umarmte Mutter und schickte mein Schluchzen zu ihrer Brust. Und Mutter drückte ihre Brust an mein Gesicht. Und ich hörte das Klopfen in der Brust. Dann hörte ich Mutter wieder singen. Ich widersetzte mich nicht weiter. Die Kühle des nächtlichen Nebels machte den Klang ihres Singens frisch. Dann erinnere ich mich nicht mehr, was noch geschah. Und als ich die Augen öffnete, stand die Sonne schon hoch: Der neue Tag, den Mutter bei Nacht versprochen hatte. Der neue Tag mit neuem Himmel, mit neuer Luft und auch mit neuem Singen.

Aber dies alles ist nun verschwunden. Verschwunden aus den fünf Sinnen, um für immer in der Erinnerung zu thronen.

Ich erinnere mich noch daran, als *nji* Kin krank wurde. Ja, krank, so sagt man Kindern. Sie ging weg, ohne mir davon zu sagen. Ich suchte sie überall. Aber ich fand sie nicht. Da weinte ich ganz lange, wohl zwei Stunden. Mutter tröstete mich mit Bananenbrei. Aber ich konnte nicht aufhören zu weinen. Es war eine große Leere im Herzen zu fühlen. Und Mutter sagte immer wieder: "*Nji* Kin ist nach Hause gegangen, Liebling. *Nji* Kin ist krank. Wenn sie krank ist, darfst du nicht nah zu ihr. Nachher wirst du auch noch krank." Aber ihre tröstenden Worte konnten die Leere in mir nicht füllen. Ich weinte weiter. Nur vor Müdigkeit fiel ich schliesslich in Schlaf. Als ich wieder wach wurde, fühlte ich sogleich wieder die Leere. Und wieder brach ich in Tränen aus. Meine Tränen flossen immerzu wie die Feuchtigkeit, die ständig aus *nji* Kins leerer Augenhöhle floss, die sie mit dem Zipfel des Tragetuchs abwischte. Mit der Zeit verringerte sich schliesslich das Gefühl der Leere. Neue Beschäftigungen füllten mein Herz. Nur hin und wieder dachte ich noch an *nji* Kin und fragte Mutter: "Warum ist sie noch nicht gekommen?" "Sie ist noch krank."

Damals wusste ich noch nicht, daß *nji* Kin nicht weit von uns weg wohnte - nur etwa sieben Häuser weiter. Doch ich begnügte mich mit der Antwort. Später habe ich aus Mutters eigenem Mund gehört, warum *nji* Kin unser Haus verlassen hat: Sie stahl Küchenkräuter, und Mutter duldete das nicht in ihrem Haus.

Nji Kin wurde durch eine ziemlich junge Frau ersetzt. Zu der Zeit war ich drei Jahre alt und hatte ein einjähriges Geschwister. Damals stand ich gewöhnlich um fünf Uhr auf. Mutter schlief mit meinem kleinen Geschwister und ich mit der *babu*. (*babu* Dienerin) Um die Küche in Ordnung zu bringen, musste sie um fünf Uhr aufstehen. Für die Kinder, die zur Schule gingen, musste zuvor Reis gebraten werden. Das waren Kinder, die unsere Familie in Kost hatte oder Adoptivkinder von Vater. Zu zweit sassen wir vor dem Herd, um den Reis zu braten. Wenn etwas Reis angebacken war, bat ich die *babu* darum und ass ihn.

Wie sie hiess, weiss ich nicht mehr. Aber wie *nji* Kin mochte sie mich auch. Sie war eine Bauerntochter und selber mit einem Bauern verheiratet gewesen. Weil die Ernte missglückte, waren sie auseinander gegangen, um jeder für sich sein Leben aufzubauen.

Noch eindrücklich ist mir ein seltsames Erlebnis in Erinnerung, das ich im dritten oder vierten Lebensjahr mit der neuen *babu* hatte. Unsere Küche stand etwas weiter weg vom Wohnhaus. Das Dach bestand nur aus einem leicht gebogenen verzinkten Eisenblech, das über die Mauern der Küche gelegt war; eine solche Art Dach hieß *bekuk lulang*, 'gefaltete Haut'. An den beiden Enden des Daches gähnten von der Küche aus gesehen zwei dreieckige Löcher. Durch eins dieser Löcher sah ich allerlei seltsame Dinge, als ich noch klein war. Je älter ich wurde, desto seltener geschah das, und als ich gross war, sah ich nie mehr etwas.

Um fünf Uhr morgens erschien die Welt draussen noch pechschwarz von der Küche aus, die vom Herdfeuer erhellt war. Und noch schwärzer, da wir allein zum Herdfeuer gewandt waren. In einem dreieckigen Loch sah ich einen Kopf nach innen starren. Und das Loch hatte einen Durchmesser von zwei Metern. Ich sah, sein Bart, seine Augenbrauen und Schnäuzer waren weiß, der Rest des Gesichts war schwarz - noch schwärzer als die Welt draussen. Während ich ruhig weiter an meiner Reiskruste knabberte, schaute ich schweigend zu dem großen Gesicht. Das Gesicht starrte jeden Morgen herein. Manchmal zeigte ich darauf und sagte zur Dienerin: "Guck, guck, da starrt uns das grosse Gesicht wieder an." Die Dienerin guckte dann auch hinauf zu dem Loch und lachte wie üblich nur. "Ich seh nichts, was siehst du denn?" "Einen Kopf - einen ganz großen Kopf." "Ich seh nichts. Wie sieht er denn aus?" "Schwarz, ich sehe Schwarzes." "Du lügst, ich sehe gar nichts." Wie üblich bemühte ich mich nicht, sie zu überzeugen, und damit war das Gespräch beendet. Die *babu* ging das Geschirr spülen, und ich rührte mit einem grossen Schöpflöffel im Reis, gerade so lange, bis er knusprig wurde. Ich mochte das Geräusch, und dann verbreitete sich ein herrlicher Duft nach gebratenem Reis.

Einmal erzählte ich Mutter, was ich jeden Morgen sah. Sie mochte gar nicht zuhören, schlimmer noch: Sie wurde unwirsch und schaute mich böse an. Einmal fragte sie mich: "Wer hat dir Geschichten von Teufeln erzählt?" Zu der Zeit kannte ich schon das Wort 'Teufel'. "Ist das ein Teufel?" "Wer hat dir so etwas erzählt?" "Ich habe es selbst gesehen. Ich habe es selbst gesehen." Und dann erzählte ich davon, was ich oft in dem dreieckigen Loch am Dach gesehen hatte. Mutter hörte aufmerksam zu. Und ich erzählte weiter von meiner Wahrnehmung. Manches erzählte ich auch nicht, und anderes phantasierte ich dazu. Schliesslich sagte sie: "Du bist noch klein. Du darfst nicht lügen." "Ich lüge nicht", sagte ich. "Wer hat dich Lügen gelehrt?" Ich schaute in Mutters Augen. Aber so eindringlich war ihr Blick, dass ich schwieg. "Wer?", forschte

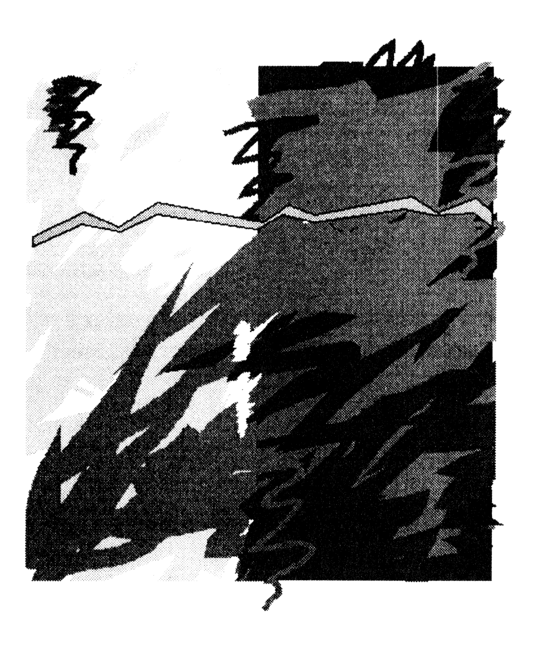
Mutter, "*nji* Kin? Die neue *babu*? Wer!" "Ich habe es selbst gesehen." Darauf wurde die Dienerin von Mutter befragt. Sie sagte: "Fast jeden Tag erzählt er davon, dass er den Teufel in dem Dachloch sieht. Ich glaube nicht daran. Ich habe ihn nicht gesehen." "Du darfst ihm nichts vorlügen." "Niemals, Herrin." "Erzähl ihm nie Geschichten, die es nicht gibt." "Nein, Herrin, nie habe ich ihm Geschichten erzählt." "Pass auf, mach ihm keine Angst." "Niemals, Herrin, niemals."

Und seitdem habe ich nie mehr jemandem erzählt, was ich in dem Loch am Dach sah. Aber einmal geschah etwas, was ich noch nie erlebt hatte. Wie gewöhnlich sassen wir am Ofen zusammen, und wieder war da das große Gesicht und starrte uns an. Ich guckte danach, ohne etwas zu sagen. Plötzlich war es verschwunden, und ein Affe, so gross wie ich selbst, sprang herein und auf die Dienerin zu. Sie rannte zur anderen Seite des Ofens, in der dunklen Glut des Ofens sah ich, dass ihr Gesicht verzerrt war vor Angst, doch sie gab keinen Laut von sich, sie schrie nicht. Das Tier lief hinter ihr her und sie liefen eine Zeitlang um den Herd. Ich verstand nicht, warum sie nicht um Hilfe rief. Ab und zu kam der Affe nah an mir vorbei, aber mich liess er in Ruhe, nur sie wollte er greifen. Die beiden Wesen liefen, liefen, liefen umeinander. Das eine wollte ergreifen, das andere nicht ergriffen werden. Und dann war er auf einmal verschwunden, ich begriff nicht, wo er so schnell geblieben war. Die *babu* hockte sich erschöpft hin, ihr Gesicht war noch immer von Angst verzerrt. Ich betrachtete sie schweigend. Und als sie aufstand, war der Boden unter ihr von Wasser benetzt. "Du hast da gepinkelt", sagte ich. Die *babu* betrachtete das vom Küchenfeuer beleuchtete Wasser. Dann nahm sie Asche, streute sie darüber und verschwand. Dies Wissen konnte ich nicht für mich behalten. Und sobald die anderen aufstanden, lief ich zu ihnen, doch als ich sah, dass Mutter auch schon aufgestanden war, verging mir die Lust, noch etwas zu sagen. Ich durfte nicht, denn ich wußte, dass Mutter sagen würde, ich lüge. Als es im Haus still geworden war, die Kinder und auch Vater zur Schule gagangen waren, sagte die Dienerin zu Mutter: "Herrin, ich möchte gehen." "Warum, gefällt es dir hier nicht?" "Doch, Herrin, aber ..." sie sprach nicht weiter. Mutter machte keine Anstrengung, sie umzustimmen, und am gleichen Tag noch verliess die neue *babu* das Haus für immer. Eigentlich wollte ich erzählen, warum sie weggegangen war. Aber ich traute mich nicht. So kam es, dass die neue *babu* unser Haus verließ, ohne dass jemand wusste, warum.

Erst einige Jahre später traute ich mich, Mutter alles zu erzählen. Lakonisch sagte sie: "Das war der Affe der Nachbarn, der lief morgens immer frei rum." In der Tat hatten die Nachbarn im Haus hinter uns einen männlichen Affen, aber das war Jahre später, lange nach dem Ereignis jenes Morgens. Einmal hörten wir einen schrecklichen Lärm: Der Affe von Suno hatte Inem angefallen. Die Leute kamen aus allen Ecken angelaufen, um das Tier zu sehen. Suno machte schnell einen Dolch fest am Ende eines Bambus und begann, damit

nach dem Tier zu stechen. Der Affe versuchte in wilden Sprüngen der Waffe zu entgehen, aber da er an einem Seil angebunden war, wurde er schliesslich in den Bauch gestochen. In einem Aufmarsch warf man ihn dann in den Fluß.

Der grosse Affe, den die Dienerin sah, und der grosse Kopf mit den weissen Augenbrauen, dem Bart und dem Schnäuzer sind verschwunden, verloren, ebenso wie die Ufer und die Bambussträucher, die vom wilden Wasser des Lusi mitgerissen wurden.



Vater war Lehrer an einer freien Schule. Wenn ich morgens sah, dass er gehen wollte, bat ich ihn, mich mitzunehmen, doch er schlug meine Bitte immer ab. Dann weinte ich. Die Leere im Leben machte mich weinen. Mutter und Vater sprachen lieb zu mir: "Wenn du gross bist, darfst du zur Schule." "Wirklich, Mutter? Ja, Vater?" "Wirklich, und danach gehst du auf die Universität in Surabaya, Batavia, oder in Europa." Und wenn ich dann wieder besänftigt war, küsste Vater mich auf beide Wangen und ging getröstet fort. Doch manchmal lief ich hinter ihm her, und dann musste Mutter hinter mir her, um mich einzufangen. Und dann weinte ich wieder. Aber wenn sie dann mit mir sprach - gebietend - mit ihrer mystischen Sicherheit -, wagte ich nicht mehr, mich zu widersetzen.

Ich erinnere mich noch gut, wie es war, wenn Vater nicht da war. Ich zog eine Farbbüchse hinter mir her, an die Mutter Räder und ein Seil gebunden hatte. Etwas Grosses war darin, das sich dauernd laut drehte, und das fand ich

herrlich. Aber das ist verloren gegangen, ebenso wie die Ufer und die Bambus-Sträucher, die vom überschwemmenden Lusi mitgerissen wurden.

Gewöhnlich kam Vater fröhlich lachend aus der Schule nach Hause. Zuerst rief er mich und mein einjähriges Geschwister. Nachdem er uns geküsst hatte, ging er auf sein Zimmer, zog sich um und setzte sich mit Mutter zu Tisch. Dann stellte ich mich neben Mutter, und sie fütterte mich beim Essen. Wenn sie mir einen Happen gegeben hatte, lief ich hierhin und dorthin. Wenn ich den Reis gut gekaut und geschluckt hatte, kam ich wieder. "Schmeckt es gut?", fragte Vater meistens. Dann lachte ich: "Schmeckt gut!" Vater ass sehr wenig, immer nur einen halben Teller Reis, ganz selten ass er alles, was Mutter ihm auf den Teller tat. Noch bevor er aufstand, nickte ich fast schon ein. Vater schreckte mich auf, wenn er sagte: "Du bist schon wieder eingenickt. Geh schlafen!" Dann wurde mir bewusst, daß ich schläfrig war, und Mutter brachte mich ins Bett. Sie klopfte mir sacht auf die Schenkel, bis ich einschlief. Oft sah ich noch im Halbschlaf ihre kleinen breiten Zähne, die wie Gurkenkerne aussahen; und ihre Augen, die ein wenig schräg standen, strahlten mich liebevoll an.

Aber all das ist verloren gegangen, mitgerissen. Was übrigbleibt, sind schöne Erinnerungen, das Wunderbarste, das ein Mensch besitzt.

Mutter war eine fromme Frau. Sie war die Tochter eines Schriftgelehrten, an den ich mich nur vage erinnern kann. Sie verrichtete treu ihre Gebete, wenn sie nicht schwanger war; dann war sie in ein weißes Gebetsgewand gehüllt, und nur ihr Gesicht und ihre Finger waren noch zu sehen, manchmal hielt sie einen Rosenkranz in den Händen. Wenn sie betete, traute ich mich nicht nah zu ihr. Ich wartete vor dem Zimmer, bis sie fertig war. "Worum beten Menschen", fragte ich sie einmal. "Um der Gnade des Herrn teilhaftig zu werden", sagte sie. "Um den Weg zurück zum Guten zu finden, wenn sie gesündigt haben. Damit du immer beschützt bist. Wenn du gross bist, wirst du selbst verstehen, wozu das dient. Du bist jetzt noch klein. Jetzt spielst du besser." Ich habe nie mehr danach gefragt.

Wenn der Abend kam und Vater noch nicht zurück war, wurde ich manchmal wach von Mutters Stimme, die Koransuren sang, ihre helle Stimme sang eine Melodie, die ebenso traurig war wie der so einsame Abend. Beim Rezitieren wie beim Singen klang ihre Stimme gleich schön. Wenn Vater die ganze Nacht nicht nach Hause kam, las sie im Koran bis zum Morgen. Einmal, als ich wieder wach geworden war, ging ich zu ihr und fragte: "Liest du so spät noch im Koran?" Mutter nahm mich auf den Schoss und gab mir einen Kuss, ohne etwas zu sagen. Ich fühle noch jetzt, wie warm ihr Atem an meiner Wange haftete. Dann rezitierte sie weiter. Ihre Stimme klang plötzlich rauh und stockte. "Warum liest du immer im Koran?", fragte ich. "Damit es deinem Vater gut gehe. Damit er fern von Sünde sei. Damit es dir gut gehe. Kannst du nicht schlafen?" "Warum ist Vater noch nicht zu Hause?" Mutter antwortete mit einem kräftigen Kuss auf meine Wange. Aber sie sagte nichts. "Wo ist Vater", fragte ich nochmal. "Er arbeitet." "So spät noch?" "Ja, er hat viel zu tun." "Wann kommt er wieder?" "Wenn du aufwachst, ist er wieder da. Komm, geh nun wieder schlafen, Kind." Sie trug mich zurück ins Bett, und gerade noch hörte ich sie ein Schlaflied singen. Als ich wieder wach wurde, hörte ich sie noch rezitieren. Ihre Stimme war wieder klar. Es war, als ob ich nicht die Stimme eines Menschen hörte, sondern die Stimme der Klarheit selbst. Eigentlich wollte ich sie fragen, ob Vater zuhause war, aber ich war zu müde, um aufzustehen und schlief weiter. Ich träumte von Vater, von Mutter, von meinem einjährigen Geschwister.

Als ich morgens wach wurde, rief ich sogleich nach Mutter und fragte: "Wo ist Papa?" "Zur Schule." "Ist er zuhause gewesen?" "Ja. Bevor er wegging, hat er noch bei dir hereingeschaut. Er hat dir einen Kuss gegeben, und dann ist er zur Schule gegangen." "Warum will Papa nicht zuhause bleiben und mit mir spielen, Mama?" "Papa muß Geld für uns alle verdienen, um für uns Kleidung und Essen kaufen zu können." Ich fragte nicht wieder.

Mittags, als Vater von der Schule nach Hause kam, lief ich sogleich zu ihm: "Warum bist du letzte Nacht nicht nach Hause gekommen? Ich bin mitten in der Nacht wach geworden, aber du warst nicht da. Warum nicht?" Vater lachte gezwungen. Ich sah genau, dass er so tat, als ob er fröhlich wäre. Mutter beugte sich auf dem Stuhl. "Mutter hat die ganze Nacht im Koran gelesen, Papa, immerzu." Vaters aufgesetztes Lachen war sogleich verschwunden. "Warum willst du nicht zu Hause bleiben und mit mir spielen, Papa?" Erneut lachte er, diesmal war es echt, aber er gab mir keine Antwort. Wir setzten uns zum Essen, und beim Essen fragte ich ihn wieder: "Darf ich heute mit dir gehen, Papa?" Ich hörte ihn wieder lachen. "Du bist noch klein, mein Sohn. Später, wenn du gross bist, mußt du mit niemandem mehr mitgehn. Du kannst hingehen, wohin du willst." Plötzlich fühlte ich, daß Kleinsein ein Fehler war, und doch sprang ich ausgelassen herum und freute mich über das Versprechen. "Darf ich dann auch allein zum Haus von Oma?" "Natürlich! Aber jetzt noch nicht, jetzt bist du noch zu klein." "Schluss, frag nicht soviel", gebot Mutter, "Vater ist müde, er will schlafen, und du musst auch schlafen."

Und all das - das alles ist weggerissen worden, und kann nie mehr zurückkehren.

Noch immer habe ich deutlich in Erinnerung, dass ich eines Tages angstvoll zu Mutter kam. Es war an einem Sonntagmorgen. Die Pflegekinder meiner Eltern - eigentlich waren es keine Pflegekinder, sie waren nur der Sorge meiner Eltern anvertraut - waren weggegangen zu einem Treffpunkt junger Leute in unserer Stadt. Das Haus war verlassen, nur Mutter, ich, mein kleines Geschwister und die Dienerin waren da; Vater war nicht zuhause.

Ich fühlte mich einsam und suchte Mutter. Ich fand sie neben meinem kleinen Geschwister auf dem Bett. Das Kleine schlief, Mutter starrte hoch zum Moskitonetz. "Mutter, Mutter!", rief ich. Sie reagierte nicht und blieb bewegungslos. Mit Mühe kletterte ich auf ihr Bett. Ich sah, dass ihre Augen rot waren, sie wischte sie ab mit der Decke meines kleinen Geschwisters aus warmem Stoff. Lange war ich ganz still. Still vor Angst. Dann fragte ich schreiend: "Warum weinst du, Mama?" Erst dann schaute sie mich an; sie zog mich an sich und legte mich neben sich. "Warum, Mama?", fragte ich wieder. "Es ist nichts, Junge." Plötzlich musste ich an etwas Schönes denken - an eine Zugreise nach Rembang -, wo ich das Meer gesehen hatte, das niemals still ist. Unaufhörlich klang das Wogen der Wellen am Strand. In der Ferne war das Meer dunkelblau, fast schwarz, aber in der Nähe wurde das Wasser immer heller, und wo die Wellen gegen meine Füße rollten, war das Meer gelb gefärbt vom bewegten Sand.

Ich fragte: "Wann fahren wir wieder mit dem Zug, Mama? Nach Rembang? Und sehen das blaue Meer?" Mutter schwieg, als hörte sie den Wind leise singen in den Kasuarinen entlang der Meeresküste bei Rembang. Vater und Mutter von Mutter, meine Großeltern, wohnten in Rembang. Und als sie das Wort hörte, hörte ich sie plötzlich schluchzen. Ich verstand nicht, warum. "Warum weinst du?" Sie erhob sich und küsste mich mehrmals. Ich fühlte meine Wange kalt werden von ihren Tränen. Dann sagte sie langsam, das Schluchzen unterdrückend: "Bald gehn wir weg aus Blora, mein liebes Kind. Und bleiben immer in Rembang." "Warum immer?" "Findest du es nicht schön, das Meer zu sehen, mein liebes Kind?" "Doch, sehr. Sicher mag ich lange am Meer bleiben. Wann gehen wir, Mama?", fragte ich freudig. Ob meiner Freude begann Mutter, mehr zu weinen. "Ganz bald." "Gleich, Mama?" "Ich weiss nicht, ich weiss nicht. Würdest du es schön finden, in Rembang zu wohnen, liebes Kind?" Erneut wischte sie ihre Tränen mit der Decke des Kleinen ab. "Sicher, Mama, sicher. Und Papa?" Mutter erschrak, als sie das hörte. Ich schaute geradewegs in ihre Augen, die mich anschauten, ohne sich zu bewegen. Ich verstand nicht warum, aber der Blick machte mir Angst. Plötzlich schrie ich mit aller Kraft. Mutter gab mir schnell einen Kuss und sagte freundlich: "Nicht weinen, Liebling." Als ich aufgehört hatte, war von meinem Schreien mein kleines Geschwister wach geworden und begann auch zu schreien. Mutter beruhigte es mit der Brust. "Liebst du Papa?", fragte sie. Schluchzend antwortete ich "Ja.". Da sagte sie: "Er kommt auch mit, um mit dir das Meer zu sehen." Sie schwieg und stillte mein Geschwister. Sie sprach nicht mehr. Ihre Augen waren unruhig. Ihr Blick glitt hin und her. Sie schien etwas abzuwägen. Ich war auch still. Ich versuchte, mir das blaue Meer vorzustellen, den steinernen Pier, der in die See ragte, den dunkelblauen Horizont, die kleinen Wellen, die lebhaft meine Füße umspielten. Lange Zeit schwiegen wir. Plötzlich: "Warum hast du geschrieen?" "Ich wollte nicht ohne Papa nach Rembang. Ich bleibe lieber hier mit dir und dem Kleinen. Wo ist Papa?" "Er ist zur Arbeit." Und ich wiederholte die Frage, die ich ihr schon mal gestellt hatte: "Warum will Papa nicht zuhause bleiben und mit mir spielen?" "Er hat viel Arbeit." "Arbeitet er denn immer?" "Ja." Ich empfand etwas Unheilvolles, als sie das sagte. "Warum hast du geweint?" Mutter gab keine Antwort. Matt sagte sie nur: "Hast du schon gegessen?" "Ja, aber wenn Papa gleich kommt, will ich nochmal essen. Ich finde es immer so schön, mit euch zusammen zu essen. Aber es dauert so lange - Papa ist immer noch nicht da. Vielleicht kommt er heute Abend, ja?" "Vielleicht. Vielleicht kommt er." "Ist er heute nacht zuhause gewesen?", fragte ich wieder. "Ja, aber du hast schon geschlafen, du hast es nicht gemerkt. Er war an deinem Bett und hat dich viermal geküsst." Ich lachte froh. "Hast du gestern abend wieder im Koran gelesen?" Ich erinnerte mich vage, daß ich Mutter vorigen Abend hatte rezitieren hören. "Nein, gestern abend habe ich gestickt. Du hast schon geschlafen. Papa las ein Buch. Die anderen Kinder schliefen auch schon. Nun musst du schlafen gehen." "Wenn Papa kommt, weckst du mich, ja, Mama?" "Ja, gut."

Ich war nun still, stellte keine Fragen mehr. Ich sah, dass Mutter mit dem Kleinen fertig war und sich wieder auf das Bett legte. Ihre Augen starrten nach oben auf das Moskitonetz, das unter den Flecken früherer Wasserschäden hing. Ich sprach nicht. Mutter schwieg. Ich sah auch, dass ihre Augen wieder rot wurden, ein wenig nur. Aber ich sagte nichts, und Mutter auch nicht. Dann schlief ich ein. Als ich wach wurde, lag Mutter noch da und starrte schweigend nach oben, ihre Augen waren nun nicht mehr rot. Noch bevor ich ganz wach war, fragte ich: "Ist Papa schon gekommen?" Mutter erschrak sichtlich. Sie wandte sich halb um und guckte mich an. Mein kleines Geschwister lag neben ihr und schlief. "Noch nicht, Liebling. Du hast wirklich lange geschlafen. Du bist gut ausgeruht. Steh nun auf, sag der Dienerin, dass sie dich baden soll." Doch nun konnte ich mein Verlangen, Vater zu sehen, nicht länger zurückhalten. Ich wollte nicht tun, was Mutter gesagt hatte. Drängend sagte ich: "Papa, Papa, wo ist mein Papa, Mamaaa?" "Er kommt gleich, Liebling. Geh du erst baden, und wenn du fertig bist, kommt er." Ich stand nicht auf, und plötzlich klang wieder die alte Bestimmtheit in Mutters Stimme: "Nun los, sag der Dienerin, sie soll dich baden." Diesmal kümmerte ich mich nicht um die Bestimmtheit in ihrer Stimme. "Papa. Wo ist Papa?" "Er arbeitet", sagte Mutter, noch immer im gleichen bestimmten Ton, "geh baden." Ich beachtete Mutters Stimme wieder nicht. Plötzlich war ihre Bestimmtheit verschwunden. Innig küsste sie mich, stand vom Bett auf und hob mich herunter auf den Boden und sagte liebevoll: "Papa kommt gleich. Wenn du gebadet bist, wird er ganz sicher mit dir spielen und dich küssen wollen. Geh nun baden. Es wird schon dunkel. Wenn Papa kommt, ruf ich dich gleich. Geh nun baden." Sie sagte es so liebevoll, dass all meine Widerspenstigkeit verschwand; ich schlenderte davon, um die Dienerin zu suchen. Als ich fertig war mit dem Bad, war Vater noch nicht da, und erneut begann ich zu weinen. (Die Leere des Lebens zwang mich zum

Weinen.) Ich wollte keine Versprechen und kein Essen, ich wollte nicht gestreichelt und getröstet werden. Das vorgesetzte Essen warf ich weg. Vater tauchte bei Nacht nicht auf. Ich weinte und weinte. Je länger die Leere andauerte, desto mehr verbrannte sie das Herz. Unermüdlich schrie ich. Später am Abend nahm Mutter mich nach draussen, aber selbst die nächtliche Kühle zeigte keinerlei Wirkung auf die Leere, die mein Herz verbrannte. Ich wusste, dass Mutter böse werden würde wegen meines Schreiens, aber selbst ihre Zärtlichkeit konnte mein Herz nicht annehmen. Gleich wurde ihre Stimme hart vor Ärger. Aber ich weinte weiter. Sie sprach wieder sanft. Doch ich schrie nur weiter nach Vater. Inzwischen war es tief in der Nacht. Ich hörte zwischendurch Mutter den Allmächtigen anrufen und um Gnade flehen, aber ich schrie weiter. Draussen war es nun stockdunkel. Mutter machte mir nie Angst. Wenn ich weinte, wurde sie streng, oder sie war ganz zärtlich. Aber diesmal war ich nicht zu beruhigen. Schliesslich hörte ich sie eins der Pflegekinder rufen: "Dipo! Dipo!" Als er angelaufen kam, sagte sie: "Geh Vater suchen." "Wo?" "Such ihn, sag ich. Sag ihm, dass sein Kind ausser sich ist. Ich weiss nicht, wo er ist, aber du musst so lange suchen, bis du ihn gefunden hast." Dipo verschwand im Dunkel der Nacht. Mutter, mich auf dem Arm wiegend, ging wieder hinein. Ich beruhigte mich ein bisschen, aber als Vater nach einiger Zeit noch immer nicht erschien, begann ich erneut zu schreien. Ich kann mich noch vage erinnern, dass es drei Uhr nachts war. Ich weiss es, weil Mutter mich ins vordere Zimmer trug, um mit einer Öllampe nach der Uhr an der Wand zu schauen. "Drei Uhr", sagte sie bitter. Dann ging sie mit der Lampe wieder nach hinten. "Papa, Papa!", schrie ich unaufhörlich. "Er kommt gleich, schlaf mal ein." Aber er kam nicht, und ich weinte weiter, manchmal leise, manchmal mit durchdringendem Schreien.

Endlich kam Vater mit Dipo. "Papa", schrie ich, und nochmal, und ich weiss nicht wie oft. Mutter ging ihm entgegen. Wortlos übergab sie mich ihm und verschwand still im Schlafzimmer. "Papa!", schrie ich wieder. Vater drückte mich an seine Brust. Ich fühlte, dass seine Kleidung feucht war vom Nebel draussen. Langsam aber sicher hörte mein Weinen auf. Schliesslich verschwand es. Er trug mich umher und sagte sanft: "Mein liebes Kind - Nun nicht mehr weinen. Nun bin ich doch da. Geh mal schlafen. Schlaf nun, schlaf. Es ist schon spät. Horch - hörst du nicht die Hähne?" Ich horchte und hörte wirklich in der Ferne einen Hahn krähen. "Es ist schon Morgen", sagte er noch sanfter. Tief und still war die Morgendämmerung. Nur ein Schluchzen war hörbar und hörte dann auf. Vater lief zu Mutters Bett mit mir auf dem Arm. Und ich hörte Mutter weinen. Sie hatte ihr Gesicht im Kissen versteckt, und Vater begann, ihr über das Haar zu streichen. Sie weinte beinah unhörbar weiter. Vater sagte nichts zu ihr. Zwischen uns dreien war nur das undeutliche Schluchzen hörbar, das unser Herz erschütterte. Leise ging Vater aus dem Zimmer und nahm mich mit nach draussen, in die kühle schwarze Nacht, die so friedlich, still und einsam war. "Warum hast du denn so geweint?" "Ich habe so lange gewartet, und du bist nicht gekommen", sagte ich schmollend. "Mutter sagte, du würdest am Abend kommen, aber du kamst nicht." "Doch nun bin ich jedenfalls da", sagte er tröstend, "komm, schlaf nun, schlaf." Vater begann, leise zu singen. Seine Stimme klang tief, sanft und mitreissend. Ich erinnere mich nicht, was dann geschah. Als ich aufwachte, lag Vater neben mir in tiefem Schlaf. Seine grosse Hand umarmte mich, und ich fühlte mich warm und sicher. Gerade noch hörte ich einen Hahn krähen und Hühner gackern, dann fiel ich wieder in Schlaf. Draussen war es noch dunkel, die gläsernen Dachpfannen über uns waren noch dunkelblau, beinah schwarz.

Am nächsten Morgen war keine Schule, und Vater blieb zuhause. Als ich wach wurde, war es schon heller Tag. Ich fand Vater und Mutter im vorderen Zimmer sitzend. Nachdem die Dienerin mich gebadet hatte, lief ich zu ihnen. "Papa, nun gehst du doch nicht mehr weg?" Ich sah Mutter nach Vater schauen. Vater sah mich lachend an und sagte: "Nein, heute geh ich nicht arbeiten. Nicht mehr weinen, ja?" Ich nickte, Vater lachte, und Mutters Augen strahlten. "Papa, Papa! Mutter hat gestern auch geweint." Ich sah, wie Vater Mutter anschaute. Aber keiner von beiden sagte etwas. Als ob nichts zwischen ihnen und um mich her vorgefallen sei, rief ich fröhlich: "Mutter sagt, daß sie nach Rembang fahren will." Wieder schaute Vater Mutter an, sagte aber nichts. "Sie nimmt mich mit und das Kleine, und wir fahren zum Meer, und du kommst doch auch mit, oder? Du kommst doch auch mit?" Erneut sah ich Vater Mutter anschauen. Dann sagte er zu mir: "Natürlich komm ich mit. Wann fahren wir?" Ich wandte mich an Mutter und fragte mit meiner Kinderstimme: "Wann fahren wir, Mama?" Ich sah, dass Mutter ganz still war. Sie war offenbar nicht imstande, etwas zu sagen. Ich sah, dass ihre Augen rot wurden, und dann waren da Tränen, die sie, als sie fielen, schnell mit einem Zipfel ihrer Jacke wegwischte. Als ich das sah, begann ich zu schreien und zu weinen. Ich spürte, dass etwas in der Brust beklemmend war. Und als sie aufstand und weglief, lief ich weinend hinter ihr her und hielt ihren Rock fest. Ich schrie: "Warum, Mama? Warum, Mama?" Mutter hob mich hoch, wiegte mich, nahm mich auf ihre Hüfte, aber sie sagte nichts. Als wir auf dem Bett lagen, verbarg sie ihr Gesicht an meiner Brust. Vater kam nicht.

Ja, die Ereignisse sind noch deutlich in meiner Erinnerung, und wie die anderen sind sie alle verschwunden, wie die Ufer und die Bambussträucher, die vom überschwemmenden Lusi mitgerissen wurden. Es erstaunt mich wirklich, warum alles, was geschieht, nicht immer wieder geschieht. Alles verändert sich, doch manchmal merken die Menschen Veränderungen nicht, und deshalb lassen viele sich ganz schnell hin und her reissen in dieser Welt ...

Djakarta, VII-1950

(Am Ende gekürzt; Übersetzung: Helga Blazy)

Helga Blazy

Wieviele Kinder sind genug?



I

1988 erhielt der damalige Präsident Suharto den *global statesman award in population* von der amerikanischen Organisation "Population Institute". Zu der Zeit lief die indonesische Kampagne zur Familienplanung bereits seit 20 Jahren. 1968 wurde das Büro zur Koordinierung der nationalen Familienplanung (*Badan Koordinasi Keluarga Berencana National*) gegründet. Es ist eine eigenrechtliche Organisation mit starkem politischen Rückhalt, dem Präsidenten direkt verantwortlich, sie erfährt grosszügige finanzielle Unterstützung und beschäftigt auf Dorfebene über 12 000 Mitarbeiter. Die Arbeit geschieht auf zwei Ebenen: Praktisch wird der Gebrauch moderner Verhütungsmittel propagiert (Sterilisierung, Gebrauch von Kondomen oder der Pille), ideologisch wird eine positive Einstellung zur Kleinfamilie gefördert. Auf Plakatwänden am Strassenrand, auf Plakaten, in Radio und Fernsehen, Zeitungen und Magazinen, mit Broschüren und Heften, in Frauenorganisationen, Schulen und Lehrerfortbildungen und - ganz einzigartig - auf einer Seite der Fünf-Rupiah-Münze wurde für die glückliche *Dua anak cukup*-Familie geworben: Ein strahlendes Elternpaar mit einem Sohn und einer Tochter leisten sich Güter des gehobenen Lebensstandards.

Als das Büro seine Tätigkeit aufnahm, lag die ideale Kinderzahl noch bei vier Kindern, und das Bevölkerungswachstum bei 4,8 %. Innerhalb von zwanzig Jahren wurde diese Rate auf 2,8 % gesenkt, und die Zwei-Kinder-Familie propagiert. Die Wachstumsrate 1983-90 wird mit 1,7 % angegeben, die niedrigste in ganz Südostasien. Gleichzeitig liegt die Säuglingssterblichkeitsrate auf 1000 Lebendgeburten mit 71 im südostasiatischen Vergleich noch recht hoch, ebenso mit 97 auf 1000 die Kindersterblichkeitsrate der unter 5jährigen. Noch 1960 starben im Durchschnitt 225 von 1000 Kindern unter fünf Jahren. Die Lebenserwartung bei der Geburt hat sich in 30 Jahren (1960-1990) sprunghaft von 41,2 auf 61,5 Jahre erhöht.

Das *Dua anak cukup*-Programm scheint gut zu laufen und erfolgreich zu sein, wenn man es allein von den Zahlen betrachtet. Doch gibt es seit langem auch kritische Betrachtungen dazu in Indonesien selber wie auch von ausländischen Hilfsorgsanisationen, da das Programm als Druck und Zwang von oben nach unten weitergegeben wird. An empfängnisverhütenden Mitteln werden neben Kondomen und der Pille, deren Einsatz im weiteren beim Einzelnen liegt, Spirale, Hormonimplantate und -Spritzen benutzt. Die Hormonpräparate werden vom Familienplanungsbüro als 'effektive Verhütungsmethode' bezeichnet, da dann die Entscheidung zur Verhütung in den nächsten fünf Jahren nicht mehr beim Paar liegt. Vor allem unliebsames Wachstum in bestimmten Landesteilen wie Irian Jaya oder Osttimor wird so aufgehalten, dass Frauen ohne ihr Wissen sterilisiert werden, wenn sie wegen anderer Erkrankungen im Krankenhaus sind.

Mit grosszügiger finanzieller Unterstützung der Weltbank wurden im April 1985 das Zentrum für Familienplanung in Dili eröffnet und in 183 von 442 Dörfern in Osttimor Zweigstellen eingerichtet. Nun ist Geburtenkontrolle an sich nichts verwerfliches, wenn Mädchen und Frauen allerdings sterilisiert werden, ihnen Implantate eingesetzt und ihnen Depo Provera, ein Langzeitverhütungsmittel, gespritzt werden, ohne dass sie ihre Zustimmung geben noch darüber informiert werden, kommt dies einer unglaublichen Menschenrechtsverletzung gleich. Auf Grund dieser Erfahrungen versuchen osttimoresische Frauen, die staatlichen indonesischen Kliniken zu meiden ... 1987 und 1988 sind in nahezu allen Schulen in Osttimor "Impfungen" an Mädchen über 13 Jahren vorgenommen worden. Einer der Mitarbeiter des Gesundheitszentrums fand heraus, dass den Mädchen ein empfängnisverhütendes Mittel gespritzt wurde. Als dies bekannt wurde, hat das Gesundheitszentrum das Programm Ende 1988 eingestellt. (Schlicher in: südostasien informationen 1995/3).

Wenn man bedenkt, dass das Problem des Bevölkerungswachstums vor allem ein Problem des überbevölkerten Javas ist, erscheint es in der Tat bedenkenswert, dass die Geburtenkontrolle allen Völkern des Archipels und u.a. speziell Völkern auf Irian Jaya aufgezwungen wird, die eine Bevölkerungsdichte

von 3 Personen/Quadratkilometer haben. Die Erfolgszahlen der Bevölkerungspolitik allein sagen wenig darüber aus, bei welcher Bevölkerung das Wachstum reduziert wird.

Die Propaganda der Geburtenkontrolle ist eine westliche Idee. Umweltverschmutzung und schneller Verbrauch aller Energie- und Nahrungsreserven wird vorrangig von westlichen Völkern betrieben. Dass andere ihr Vorgehen übernahmen, ist verständlich. Der Bericht des Club of Rome *The Limits to Growth* (1972) besagte:

Unkontrolliertes Wachstum hat die Menschheit in die Krise geführt. Sie steht an der Grenze ihrer irdischen Existenzmöglichkeiten. Es fehlt eine Welt-Konjunkturpolitik, die neue Gestaltungsmöglichkeiten im wirtschaftlichen, politischen und sozialen Bereich bietet. Noch hat die Menschheit die Chance, durch ein auf die Zukunft bezogenes gemeinsames Handeln aller Nationen die Lebensqualität zu erhalten und eine Gesellschaft im weltweiten Gleichgewicht zu schaffen, die Bestand für Generationen hat (Klappentext).

Vermutlich hat sich der Club of Rome dabei nicht exzessive Lösungen wie die Ein-Kind-Familie in China oder die indonesische Reduzierung der Nachkommenschaft bestimmter Kulturen vorgestellt, die die Menschlichkeit der Menschen nur dauerhaft schädigen. Die Angst vor der Not durch Überbevölkerung ist eine westliche Angst, die transportiert und aufgegriffen und für andere Zwecke benutzt wurde. Denn die Angst des Westens, dessen Geburtenraten in diesem Jahrhundert sehr reduziert sind, ist eher die Angst vor dem 'ewigen Leben der Alten', dies im doppelten Sinne: Vor dem immer längeren Leben der eigenen Alten und vor dem 'ewigen Leben' der alten Völker wie z.B. der Völker auf Irian Jaya, die vielleicht lange schon vor jedem Weissen lebten und ihn überleben könnten. Eine weitere Komponente tritt hinzu: In diesem Jahrhundert ist es Männern der Wissenschaft erstmals gelungen, die weibliche Kraft des Kindermachens chemisch zu kontrollieren - Männer und Frauen taten das ohne Chemie zuvor bereits jahrtausendelang - und inzwischen ihrerseits Kinder in Reagenzgläsern zu schaffen, was natürlich der Hypothese der ausdrücklichen Verringerung der Nachkommenschaft weltweit Hohn spricht. Also können wir nach wie vor annehmen, dass es um anderes geht bei diesen wissenschaftlichen Beweisen.

II

Gespräche mit Indonesiern

Im allgemeinen kann eine agrarorientierte Gesellschaft Geburtenkontrolle nicht akzeptieren, da sie die Hilfe der Kinder bei der Bewirtschaftung des Landes seit jeher braucht. Zudem sind Kinder in solchen Gesellschaften eine Investition in die eigene Zukunft: Bei Krankheit und Alter geben sie Hilfe, selten besteht eine andere Altersversorgung. Die westlichen Debatten um die Not der steigenden Ausgaben für die Altersversorgung dürften keinen Anreiz bieten, das menschlich vernünftige System dieser Völker zu verändern. In indonesischen Gesellschaften wird noch erwartet, dass eine Ehe innerhalb der ersten zwei Jahre mit einem Kind besiegelt wird, denn eine Ehe findet häufig noch zwischen Sippenverbänden statt, und deren Ausgaben für eine Heirat sind massgebend und nicht die Beziehung zwischen zwei Individuen. Mit der Geburt eines Kindes verändern sich die Erbansprüche, und ein Kind verbindet Familien in neuer Weise. Ein Paar ohne Kinder kann sich ohne weiteres trennen, ein Paar mit Kind wird als erwachsen angesehen, zudem hebt ein Kind die Position der Frau. Geburtenkontrolle findet im allgemeinen intern statt, um in den ersten 18-24 Lebensmonaten die Entwicklung eines Kindes mit seiner Mutter nicht zu stören. Die sexuelle Abstinenz in der Zeit wird wie jede andere Abstinenz zum Erreichen mentaler Kraft verstanden. Jedoch machte auch hier der Westen seinen Einfluss geltend und brachte Babynahrung und veränderte damit die Weise des Miteinanders.

Einige Auszüge aus Gesprächen mit Javanerinnen (Bläsius) und Batak Toba Männern und Frauen (Blazy) mögen diese Gedanken illustrieren. Zunächst entwerfen junge Erwachsene ihre Vorstellungen (1-4), dann sprechen Eltern (5-12).

1. Javanerin, 27, Muslimin: "Ich habe mein Studium abgeschlossen und kenne einen Mann mit guter Ausbildung. Wir wollen heiraten, doch ich will zunächst arbeiten, um unabhängig zu sein. Aber dann möchte ich auch 2-3 Kinder haben. Ich habe ein inneres Bedürfnis nach Kindern und glaube, das ist mehr als das Karrierestreben. Ich selber habe 10 Geschwister, doch 2 starben und auch mein Vater. Glücklicherweise konnte ich zur Universität, wir Geschwister halfen einander immer, doch meine Kinder müssten das nicht tun. Ich wünsche für sie ein besseres Leben. Ohne Kinder hat eine Heirat keine Stabilität, sie kann leicht von dritter Seite, von Freunden oder den Familien gestört werden. Kinder zu haben, bedeutet also Bindung und Stabilität."

2. Javanerin, 25, katholisch: "Wenn ich heirate, möchte ich auch Kinder haben. Der Kinderwunsch kommt aus einem weiblichen Bedürfnis. Nur mit Kindern bin ich eine wirkliche Frau. Mein Freund will viele Kinder haben, er kommt aus einer Familie mit vielen Kindern. Ich möchte zwei oder drei Kinder haben, denn ich schäme mich, mehr zu haben - er möchte lieber vier oder fünf. Es ist beschämend, wenn man ein kleines Kind hat, das noch nicht laufen kann, und man bekommt schon das nächste. Alle reden dann darüber."

3. Batak Toba, weiblich 26, protestantisch: "Nach der Schule und der Lehrerausbildung lebe ich nun wieder bei meinen Eltern im Dorf. Ich möchte Religionslehrerin sein und heiraten und Kinder haben, aber nicht acht wie meine

Eltern, und alle sind arm. Meine Eltern lachen über meine Karrierebestrebungen, aber ich weiss, dass ein Ehemann auch früh sterben kann, und heutzutage braucht eine Frau auch einen Beruf. Meinen Kindern soll es einmal besser gehen."

4. Batak Toba, männlich, 20, katholisch: "Meine Sorge ist, ein passendes Mädchen zum Heiraten zu finden. Leider hat mein jüngerer Bruder schon geheiratet, eigentlich sollten meine Zwillingsschwester und ich als die ältesten die ersten sein, aber ich studiere noch, wie kann ich da heiraten? Später möchte ich gern viele Kinder haben, in unserer Familie waren wir sieben Kinder, und wir lieben uns sehr. Es ist gut, viele Geschwister zu haben, ich fand es immer sehr interessant mit allen. Aber ich fürchte, mit einer grossen Familie werden wir alle Hungers sterben. Besser sollte man weniger Kinder haben. Ich weiss, dass man im Westen nur ein oder zwei Kinder hat. Aber ich denke, diese Kinder sind dann sehr selbstsüchtig und können nichts mehr teilen; wir aus Familien mit vielen Kindern sind es gewohnt, alles zu teilen."

5. Javanerin, 64: Ihre Eltern verheirateten sie mit 17 an einen zehn Jahre älteren Angestellten; sie hatten sieben Kinder. Sie fand es natürlich, Kinder zu haben, denn in ihrer ganzen Familie gab es Kinder. Mit ihrem Mann hatte sie ein Abkommen: Das erste Kind konnte schon helfen, als die weiteren kamen. Sie scheut sich, offen zu sagen, dass es gut sei, mehrere Kinder zu haben und erklärt, dass man leicht ein Kind verlieren könne, daher sei es besser, mehrere zu haben.

6. Javanerin, 47: Sie wurde mit 15 verheiratet und hat 10 Kinder. Ihre älteste Tochter ist in der Nachbarschaft verheiratet, ein Sohn sucht Arbeit in Jakarta. Erst wollte sie nicht viele Kinder haben, doch lachend sagt sie: "Nun sind es zehn, mehr als meine Eltern hatten. Zuhause waren wir sieben Kinder. Ich habe nie daran gedacht, Geburtenkontrolle zu machen. Nach dem achten Kind hörte ich davon, aber ich halte nichts von Familienplanung, besonders als ich davon hörte, dass das System nicht gut sei. Ich habe gern viele Kinder. Wer sonst kann mich im Alter erhalten, wenn nicht die, die ich aufgezogen habe, als sie klein und hilflos waren. Wer sonst sollte für mich sorgen?

7. Javanerin, 41, katholisch: "Ich habe mit 21 Jahren geheiratet und habe sechs Kinder zwischen 20 und 8 Jahren. Nach den ersten drei Kindern erfuhr ich von der Familienplanung, aber die Praktiken stiessen mich ab. Früher bekam ich gedankenlos Kinder, heute will ich keine mehr, sonst müsste ich mich vor meinen erwachsenen Kindern schämen, und ich fürchte mich auch vor den Kosten, die ich nicht für weitere Kinder aufbringen kann."

8. Javanerin, 26, Muslimin: "Ich habe geheiratet, als ich mit dem ersten Kind schwanger war, und wir leben bei der verwitweten Schwiegermutter. Seit der Geburt des zweiten Kindes nehme ich am Geburtenkontrollprogramm teil, denn mein Mann hat keine Arbeit, und ich finde ihn unreif.

9. Batak Toba, männlich, 45, protestantisch: In meiner ersten Ehe adoptierten wir ein Kind, da man uns sagte, wir könnten keine Kinder bekommen. Danach wurde meine Frau doch schwanger, starb aber bei der Geburt. Ich heiratete erneut und adoptierte zwei weitere Kinder, da meine zweite Frau und ich keine Kinder bekamen, und sie eifersüchtig auf die beiden ersten war, die ich länger kannte als sie. Ich wünschte, wir könnten ein Kind haben, denn meine Frau ist oft so traurig - andererseits ist es irrational, noch Kinder haben zu wollen, denn ich kann gerade mal unser Leben so finanzieren. Wir beide kommen aus grossen Familien, so sind wir an viele Kinder gewöhnt. Das Familienplanungsprogramm interessiert mich nicht, ich fühle für meine Frau und für mich."

10. Batak Toba, weiblich, 30, katholisch: "Wir haben nun zwei Töchter und einen kleinen Sohn. Wenn ich an unser hartes Leben im Dorf denke, will ich keine Kinder mehr, wir haben nur Sorgen. Aber ich mag meine Kinder jedes für sich, jedes ist anders. Ich kann nicht denken, dass eins von ihnen nicht geboren sein sollte. Ich kann auch nicht denken, dass meine Mutter aufhörte, Kinder zu haben, bevor ich geboren war. Meine Mutter lebt bei uns, und sie erzählt von ihren damals viel grösseren Sorgen. Wenn ich alt bin, möchte ich, dass eins meiner Kinder mich in seine Familie nimmt, so wie nun meine Mutter bei uns lebt."

11. Batak Toba, weiblich, 33, protestantisch: "Wir leben in einem kleinen Haus und haben elf Kinder und ein sehr kleines Einkommen von meinem Mann als Lehrer. Ich arbeite immer auf dem Feld. Ich kann mir aber nicht vorstellen, dass ich nur die beiden ersten Kinder hätte. Danach kamen dreimal Zwillinge, und dann noch drei Kleine. Es ist ein schlimmer Gedanke, nach zwei Kindern unfruchtbar zu sein. Ich glaube, ich hätte immer an alle denken müssen, die noch sein könnten."

12. Batak Toba, männlich, 35, protestantisch, Ehemann von 7: "All unsere Kinder aufzuziehen, ist natürlich sehr schwer für meine Frau und mich. Sicher kenne ich das Geburtenkontrollprogramm, aber wir beide kommen aus grossen Familien, und wir Batak verstärken unsere Familienbeziehungen über die Heirat der Kinder. Wir sind stolz auf unsere Kinder. Sie sind unser Reichtum, das war bei den Batak immer so. Ich hoffe, sie werden alle gute Menschen und tragen dazu bei, Frieden zwischen den Menschen zu machen. Das Schlagwort 'Zwei Kinder sind genug' erinnert mich immer an die Arche, in die nur zwei von jeder Art hineingehen durften. Aber die Arche wurde nicht für eine glückliche Familie gebaut, sondern wegen der Sünde. Doch wir fühlen uns nicht sündig, wenn wir unsere vielen Kinder lieben."

Bayi

Sejak kau lahir, bayi
saya tak bisa menghapus jejak di bumi.
Kau jadi saksi pertemuan yang berulang abadi
antara perempuan-lelaki tak terikat janji.
Yang saya butuhkan hanya duwit untuk
sesuap nasi, dan dia tak pernah bilang
akan kembali.
Tapi hidung, mulut dan dahimu itu, bayi,
mengingatkan saya kepada kenalan lama
yang pernah jatuh hati. Saya tak tahu
di mana ia sekarang tinggal.
Saya memang menyesal tak menjaga diri,
tetapi kini saya tak bisa menghapus jejak
di bumi. Saya akan terus menjagamu, bayi.
Kalau ada yang bertanya dari mana datangnya
bayi, saya akan menjawab, saya sebelumnya
suci, ketika dewa singgah di rumah dan
menghamili. Bayi sayang, kau anak ilahi.
(Simfoni Dua, 1989)

Baby

Seit du geboren bist, Baby
kann ich die Spur von der Erde nicht tilgen
du wirst Zeuge eines Treffens das ewig wechselt
zwischen Frau und Mann ungebunden von Versprechen.
Was ich brauche ist nur Geld für
eine Handvoll Reis, und er spricht nie
vom Zurückkommen.
Aber Nase, Mund und deine Stirn, Kind,
erinnern mich an alte Bekanntschaft
in die ich mich verliebte. Ich weiß nicht
wo er jetzt wohnt.
Sicher bereue ich, mich nicht geschützt zu haben
aber nun kann ich die Spur nicht wegwischen
von der Erde. Dich werde ich stets beschützen, Baby.
Wenn jemand fragt woher das Kind
kommt, werde ich antworten, ich bin rein,
seit ein Gott im Haus verweilte und
zeugte. Liebes Baby, du bist Kind des Gottes.

(*Übersetzung: Helga Blazy*)

Rüdiger Siebert

Wie eine Modepuppe zu ihren schicken Kleidern kommt



Duku sind braungrüne Früchte, kirschengroß, mit weißem, festen Fleisch unter glatter zäher Haut, unscheinbar, unauffällig. *Duku* schmecken bittersüß, leicht prickelnd und erfrischend. Titie kam mit dem Fahrrad vom Markt zurück, wo sie ein paar Kilo *duku* aus dem Garten der Familie verkauft hatte. Es war Dezember. *Duku*-Saison. In allen *kampung* rund um Medan tragen dann die Bäume Früchte. Auf dem Markt bringen sie nicht viel ein. Titie freute sich über ein paar tausend Rupien Extra-Verdienst. *Duku* sind nichts besonderes. Die Natur hatte sie reichlich beschert, was den Verkaufspreis nach unten drückte. In Tities Familie war jede Rupie willkommen. Nur weil ein *hari merah* war, ein roter Tag im Kalender, ein Feiertag, fand Titie überhaupt Zeit für solch einen Marktausflug. Sonst hatte die 16jährige anderes zu tun.

Ein paar Kilometer entfernt von ihrem *kampung* steht nämlich eine Fabrik in Tanjung Morawa, südlich von Medan gelegen. Hinter Bäumen, Sträuchern und einer langen Mauer stehen die Gebäude an belebter Hauptstraße. "Citra Sanda Graha" heißt das Unternehmen, das von einer Werksmannschaft ehemaliger Militärs geschützt wird wie andere Fabriken auch. 2.500 Arbeiter sind beschäftigt, 90 Prozent Frauen; die wenigen Männer sorgen für Sicherheit und Aufsicht des Betriebes, damit Behördenvertreter zufriedengestellt werden und kritische Neugier von Frauenorganisationen gefälligst vor dem Fabriktor bleibt.

Die Mitarbeiterinnen der Selbsthilfegruppe "Pondokan" aus Medan haben recherchiert, haben Fälle von Kinderarbeit aufgedeckt, berichten von zu niedrigen Löhnen und sexueller Belästigung der Arbeiterinnen durch männliche Vorgesetzte. Bei informellen Treffen mit Frauen und Mädchen dieser und anderer Fabriken werden Erfahrungen ausgetauscht und Beschwerden juristisch formuliert. So etwas interessiert auch die Polizei. Nicht etwa, um den Arbeiterinnen zu ihrem Recht zu verhelfen, sondern um die lästige Neugier von außen abzublocken. Einige der "Pondokan"-Frauen wurden verhört, mußten sich rechtfertigen, wurden verwarnt, sich aus solchen Aktivitäten herauszuhalten.

Was in der Fabrik hergestellt wird, entsteht in weiblichen Händen. In zwei Schichten wird gearbeitet. Von acht Uhr morgens bis vier Uhr am Nachmittag und dann bis Mitternacht - je nach Auftragslage. Titie aus dem *kampung* gehört zum Heer der Frauen und Mädchen, die auf Abruf zur Verfügung stehen, geheuert und gefeuert - ganz wie es die Nachfrage verlangt. *Kampung*-Mädchen als unerschöpfliche Reservearmee der Wirtschaft.

Titie hatte sich sehr um den Job bemüht. Sie war erst 13, als sie in der Fabrik anfing. Eine Nachbarin, die dort beschäftigt war, half bei der Vermittlung und unterstützte Titie, als die sich um ein paar Jahre älter machte, weil offiziell keine Kinder eingestellt werden. Es war kein Problem, so genau wollte es mit dem Alter dann doch niemand wissen. Mehr als ein Drittel der Arbeiterinnen sind unter 18 Jahren.

Titie erzählt davon im Haus der Eltern. Die Holzwände sind mit Zeitungspapier beklebt, eine billige praktische Tapete. Ein Schränkchen mit Gläsern, ein Radio, ein paar Stühle, hinter einem Verschlag das Familienbett. Der Boden ist mit einfachen Fliesen belegt. An der Wand hängen zwei Uhren. Die eine zeigt brav die Tageszeit. Der große Zeiger der anderen Uhr zuckt nervös auf der Stelle, unentschieden über den weiteren Verlauf der Ewigkeit.

Tities Mutter reicht dem Gast einen Teller mit *duku*. Alt und verbraucht ist die Frau, im Mund zwei schadhafte Schneidezähne. Sie lächelt das freundliche, verlegene Lächeln der armen Leute. Der Vater schaut herein, schnauzbärtig, drahtig, ein Bauer. Kinder der Nachbarschaft lugen durchs Fenster. Titie hat

eine Schwester, zwei Brüder. Sie ist die einzige der Familie, die seit drei Jahren regelmäßig Geld nach Hause bringt, das Geld aus der Fabrik. Ein Hungerlohn, aber ohne den ginge es ihnen allen noch schlechter. Und deshalb heißt Titie nur in dieser Geschichte so, um die wahre Titie mit einem ganz anderen Namen nicht zu gefährden.

Die Vorfahren stammen aus Java. Um die Jahrhundertwende waren sie als Kulis in den Norden Sumatras gekommen. Die Plantagenwirtschaft der Holländer brauchte viele billige Hände. Die landlosen Tagelöhner Javas ließen sich anwerben in der Hoffnung auf ein besseres Leben, bekamen ein Handgeld, das sie abarbeiten mußten; und von Vertrag zu Vertrag wurden sie abhängiger und ärmer. Der Traum, als wohlhabender Familienchef ins heimatliche Dorf zurückkehren zu können, um dort endlich nach all den Jahren das begehrte Stück Reisland zu kaufen, blieb im Dämmerlicht der Gummiplantagen auf der Strekke. Die Kulis heirateten, bekamen Kinder, Enkel; und die vergaßen die Heimat der Großeltern, weil sie genug mit den eigenen Problemen zu tun hatten. Nein, die Nachkommen sind keine Kulis mehr, es sind freie Bürger der Republik Indonesien; nicht den Reichtum holländischer Pflanzer müssen sie mehren, die sind nach dem Zweiten Weltkrieg mit Schimpf und Schande des Landes verwiesen worden. Nun gehören die Betriebe der indonesischen Regierung, ausländischen Investoren und einheimischen Geschäftsleuten. Aber die Enkel und Urenkel der javanischen Kulis sind das geblieben, was schon die Altvorderen waren: arme Leute, die von der Hand in den Mund leben und sich über *duku* und ein paar Extra-Rupien freuen.

Titie hockt sich auf den Boden. Sie hat ein grüngelb geblümtes Hosenkleid an. Flachbrüstig ist sie, noch ganz kindlich, hellwach, frisch mit pfiffigem Blick. Kurzgeschnitten die Haare. Liebenswert und naiv wirkt sie, mittendrin in diesen wenigen Jahren zwischen Kind und Frau. Jugendliche Unbekümmertheit geht von ihr aus, der Ernährerin der Familie. Titie hat keine üppige blonde Mähne, keine superlangen schlanken Beine, keinen verführerisch-gelangweilten Blick in übergroßen Augen, sie ist nicht sexy. Titie ist höchst lebendig und keine Modepuppe. Titie hat so gar keine Ähnlichkeit mit der jungen Dame aus der Werbewelt des Konsums, für die sie in der Fabrik die Bekleidung näht.

Titie kramt im Schränkchen und holt ein paar Hände voll duftiger, farbenfreudiger Kreationen hervor. Abendroben mit weitem Dekolleté sind dabei, sportliche Kostüme, Cocktail-Kleider, Miniröcke und bauschige weite Kleider für die Traumhochzeit. "Da, sehen Sie", Titie pult die eingesteppten Etiketten aus all den aufwendig geschneiderten Stücken hervor. "Genuine Barbie", ist zu lesen, das geschwungene "B" auf lilanem Label; oder "Barbie Collectibles" steht drauf und auch "Disney". Titie kichert in kindlicher Freude, etwas Unerlaubtes zu tun und sagt: "Eigentlich darf ich ja solche Kleider gar nicht aus der Fabrik mit nach Hause nehmen. Verboten. Die Kontrolleure wachen streng darüber. Naja, man darf sich eben nicht erwischen lassen". Wieder kichert sie vergnügt und hält die schillernde Eleganz *en miniature* hoch. Phantasievolle Tüll- und Brokathüllen für das Spielzeug von Kindern, die weit weg von Tities *kampung* verwöhnt werden.

Bei Titie gibt es keine Barbie-Puppe. In den Luxuskaufhäusern von Jakarta kostet eine Barbie-Beauty mit Verpackung 79.900 Rupien. Titie verdient am Tag je nach Überstunden zwischen 5.000 und 6.000 Rupien. Barbies Plastikkörper werden in einer malaysischen Fabrik produziert, so ist zu erfahren. Titie war von der Firmenleitung gefragt worden, ob sie dort arbeiten wolle. Der Vater hat es nicht erlaubt, mißtrauisch wohl, was Titie jenseits der Straße von Malaka so ganz unter fremden Leuten widerfahren könnte.

So radelt Titie jeden Werktag über die Feldwege an Bananenstauden und *duku*-Bäumen und den Häusern der *kampung* vorbei in die Fabrik von Tanjung Morawa, eine der vielen Zulieferer für Barbies Kleiderschränke in aller Welt. Titie schneidert für die Kultfigur westlich aufpolierten Lifestyles nach den Mustern aus dem fernen Amerika die traumhaft schönen Gewänder. Damit Barbie ihr Luxusdasein führen kann, in dem Parties, Tennis und Shopping den Tag füllen und Arbeit ein schmähliches Fremdwort ist. In all diese Kleider näht Titie ein Stück ihrer Jugend ein: Tag um Tag, Stunde um Stunde – ob sich der eine steckengebliebene Uhrzeiger in ihrem Haus im *kampung* nun zu weiterer Umdrehung entschließt oder nicht. (Aus: Rüdiger Siebert "*Indonesien – Inselreich in Turbulenzen*", Horlemann-Verlag, 1998)

Kinder aus dem Kinderhaus GIRLI

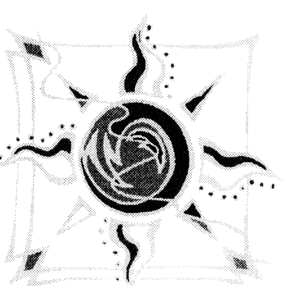
Zwei Gedichte

R.Y.

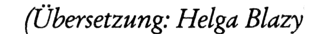
Hidupku

Manakala sang surya menyinari bumi ..
akupun terjaga dari
buaian mimpi
sereasa hari yang akan kulalui terasa
semakin berat dari hari yang kemarin
tapi tak pernah ada perubahan dalam hidupku
hanya gitar usang yang menemani
langkah langkahku ..
memang
inilah kehidupanku
kehidupan dengan tanpa kepastian
terik matahari kurobek dengan denting gitar dan
suara lantangku ..
aku percaya kalau di suati saat nanti
hidupku pasti akan berubah
entah apa perubahan itu
aku sendiri tak tahu ..
mungkin berubah jadi satria baja hitam
atau mungkin superman
(Jejal V 1996)

Mein Leben



Wenn die Sonne die Erde bescheint ...
schützt mich
die Schaukel des Traums
wahrscheinlich fühle ich den Tag dann
schwerer noch als gestern
doch nie gibt es Veränderung in meinem Leben
nur die alte Gitarre begleitet
meine Schritte ...
wirklich
dies ist mein Leben
ein Leben ohne Vergangenheit
sonnendurchglüht verschleisse ich Gitarrensaiten und
meine klare Stimme ...
ich glaube später
wird mein Leben sich sicher ändern
wie auch immer die Veränderung sein mag
ich weiss es nicht ...
vielleicht verwandle ich mich in einen schwarzgepanzerten Krieger
oder vielleicht in Superman


(Übersetzung: Helga Blazy

(dikirim tanpa nama)

Jangan ... Jangan ... Jangan

Jangan kau anggap hina hidup kami ...
Jangan kau anggap hina muka kami ...
Jangan kau anggap hina pekerjaan kami ...
Jangan kau anggap hina harga diri kami ...
Jangan kau anggap hina baju kami ...
Jangan kau anggap hina celana kami ...
Jangan kau anggap hina rambut kami ...
Jangan kau anggap hina gubuk kami ...
Jangan kau anggap hina tubuh kami ...

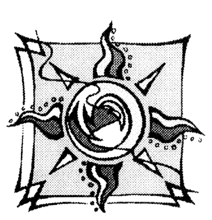
Jangan kau anggap kami pencuri ...
Jangan kau anggap kami penipu ...
Jangan kau anggap kami perampok ...
Jangan kau anggap kami penjahat ...
Kami hanya bisa bersedih mendengar semua itu
Siapa yang akan kami salahkan?
Tetapi yang jelas bukan salah bunda mengandung.

(Jejal V 1996)

(ohne Namen)

Tu's nicht ... Tu's nicht ... Tu's nicht

Meine nicht, verächtlich sei unser Leben ...
Meine nicht, verächtlich sei unser Gesicht ...
Meine nicht, verächtlich sei unsere Arbeit ...
Meine nicht, verächtlich sei unser eigener Wert ...
Meine nicht, verächtlich sei unser Kleid ...
Meine nicht, verächtlich sei unsere Hose ...
Meine nicht, verächtlich sei unser Haar ...
Meine nicht, verächtlich sei unsere Hütte ...
Meine nicht, verächtlich sei unser Körper ...



Meine nicht, wir seien Diebe ...
Meine nicht, wir seien Betrüger ...
Meine nicht, wir seien Plünderer ...
Meine nicht, wir seien Verbrecher ...
Wir können nur traurig sein, wenn wir all das hören.
Wem können wir die Schuld geben?
Gewiss nicht der Mutter, die uns trug.

Hans Budzyn und Hiltrud Cordes

Straßenkinder in Yogyakarta

August 1996: Aus den Zeitungen hatte ich (Hans Budzyn) erfahren, daß es in Indonesien Straßenkinder gibt, daß sich bereits Hilfsorganisationen wie Terre des Hommes um sie kümmern, und daß Yogya ein besonderes Zentrum hierfür sei. Ich wollte mir einen Eindruck davon verschaffen und nutzte eine Lücke in einem Reiseprogramm, eine Stätte dieser Hilfe aufzusuchen. Daß es in einem Land mit noch weitgehend intakten Familienstrukturen - jedenfalls im Vergleich mit fast allen Entwicklungsländern Lateinamerikas oder Afrikas - überhaupt schon ein nennenswertes Problem "Straßenkinder" gibt, war erstaunlich genug. Die Gründe hierfür wurden in den Zeitungen offen genannt und unterscheiden sich nicht von denen anderer Weltgegenden: Soziale Not, zerrüttete Familien, Mißgeschick durch Unfälle, Krankheiten oder Naturkatastrophen, verfehlte oder verpaßte Bildung, mißglückte oder verhinderte Eingliederung in den sozialen Prozeß. Ganz allgemein: Armut und Elend, als entscheidende Hauptmotive, gaben den Ausschlag für das Leben auf und von der Straße mit allen Gefahren und Verführungen eines solchen Lebens. Was nun in Yogya geschah, klang sympathisch und hoffnungsvoll: ein Haus für Straßenkinder als Bleibe, Ansprechpartner, die sich um die Kinder kümmerten (für ärztliche Hilfe, Kleidung und Nahrung, um irgendeine Ausbildung oder irgendeinen Erwerb, sei es zum Batiken, Schuheputzen, Musizieren u.a.mehr). Das Projekt hatte sogar einen Namen: GIRLI - aus pangGIR kaLI = Flußufer, da, wie unterschiedlich erklärt wurde, das beliebteste Nachtquartier die Böschung unter den Brücken an Yogyas Flüssen war, oder da das erste Haus für die Straßenkinder am Fluß gelegen habe. Mehr noch: die Kinder hatten sich organisiert und gaben eine Zeitschrift "Jerit Jalan" (= "Der Schrei von der Straße") heraus, von der ich durch Zufall ein älteres Exemplar im Hotel bekommen hatte.

Solch ein Haus kennenzulernen, mehr von diesen Broschüren zu erwerben und einen der Organisatoren zu sprechen, war nun meine Absicht. Leichter gedacht als getan. Niemand konnte mir eine Kontakt-Adresse nennen oder man schämte sich, das Problem anzurühren. So gelang es mir nicht, einen Vertreter der Organisation ausfindig zu machen. Die Kinder selbst sollten auf der Geschäftsstraße Malioboro sitzen, Schuhe putzen und Kleinigkeiten verkaufen und dabei auch die Broschüre "Jerit Jalan" anbieten. Ich traf auf keins. Immerhin erfuhr ich nun über das Touristenbüro und eine Apotheke, wo das Haus lag: In der Nähe des Kali Code, nicht weit von der Jl. Jeminahan-Brücke. Es war durch nichts gekennzeichnet, unterschied sich auch nicht von den Nachbarhäusern; ich mußte mich immer wieder durchfragen. Die letzte Auskunft bekam ich von einer Nachbarin, die dann neugierig vor ihrer Türe stehenblieb und mich beobachtete. Der Eingang war offen, niemand war zu sehen, den ich hätte fragen können. So trat ich einfach ein, ging langsam durch den Gang bis zum Hof. Die Türen zu sämtlichen Räumen waren geöffnet und gaben auf Anhieb das "Milieu" preis: Überall waren ein paar Gestalten, Jungen zwischen - schätzungsweise - 10 und 18 Jahren, die einen auf dem Boden liegend und schlafend, andere sich unterhaltend, in einer Ecke drei oder vier, die musizierten, fast alle rauchten. Alles spielte sich auf dem Fußboden ab; es gab keine Möbel. Mich beachtete niemand. Als ich auf dem Hof einen Jungen ansprach und zu verstehen gab, daß ich gerne die neueste Ausgabe "Jerit Jalan" kaufen wollte und noch gerne etwas fragen möchte, verschwand er und kam mit einem anderen Jungen, etwa 12 Jahre alt, zurück, der mir ein Exemplar zeigte: Es war verknittert, hatte Schmierspuren und stammte vom vergangenen Jahr - diese Ausgabe besaß ich schon! Ich zeigte auf das Datum: das sei ja vom Vorjahr und überhaupt: das Heft sei ziemlich abgenutzt; der Junge: Das käme nur vom Verkauf beim Schuheputzen, aber sonst sei das Exemplar ganz neu. Ich merkte, daß er gar nicht lesen konnte! Einer der Musiker löste sich aus der Gruppe und gesellte sich zu uns. Er mochte 14 - 15 Jahre alt sein, fragte, was ich suchte und versprach, mir neue Exemplare zu besorgen. So geschah es. Zum Beweis las er mir von der neuesten Ausgabe das Datum ab. Dieser Junge wurde nun mein Gewährsmann für die Informationen, die ich in der Kürze der Zeit erhielt. Er konnte schreiben und lesen. Viele der anderen eben nicht - da sei kein Geld und keine Schule und auch kein Lehrer und für eine Privatinitiative keine Zeit und wieder kein Geld für Bücher. In dem Haus würden ca. 50 bis 60 Kinder übernachten; zur Zeit hielten sich dort etwa 10 bis 12 auf. Dieses Haus gehöre einem Privatmann, der jetzt in Jakarta lebe und jährlich 2 Millionen Rupien Miete bekäme. Wer das Geld aufbringe? Die Stiftung. Woher die Kinder kommen? Aus ganz Indonesien! (Das klang fast stolz.) - Wie, etwa auch aus Irian? Ja, da sei ... (er nannte einen Namen), der sei aber noch nicht zurück. Wie komme man denn von Irian ausgerechnet hierher nach Yogya? Ja, von Surabaya, zu Fuß oder mit Autos und Bussen... (ich zweifelte, ob er überhaupt Irian lokalisieren konnte). Wie komme es, daß hier nur Jungen sind und keine Mädchen. Die gäbe es auch, die seien aber in einem anderen Haus nördlich der Jalan Solo. Ob sie immer etwas zu essen haben, wie oft am Tage? Nicht immer, manchmal nur einmal oder wenn sie etwas bekämen. Alle die hier sind, seien jetzt hungrig. Sie machten ja Musik, ob sie damit nicht etwas verdienten? Ja doch, gelegentlich, wenn sie in ein Hotel bestellt würden und dann die Touristen noch

uang rokok gäben. "Ihr raucht also gerne..." "Ja, sehr gerne." "Wie, wenn ihr für das uang rokok statt Zigaretten etwas zu essen kauft?" "Tun wir auch, aber wir sind immer noch hungrig." Gerne hätte ich einige private Schicksale erfahren, merkte aber schon in den Ansätzen eine gewisse Scheu. Zu gerne hätte ich gewußt, wie die von den Zeitungen erwähnte "Selbstorganisation" aussieht, wer die Broschüre zusammenstellt und wer die Beiträge verfaßt. Doch für diese Dinge verwies mich der Junge an die Stiftung, hier wisse man alles. Schließlich bat ich die drei Musiker (zwei Gitarristen und ein Trommler), sich zu einem Foto vor die Türe zu stellen, und versprach, ein Essen zu spendieren. Sie taten es, wurden auf einmal lebhaft und echt pubertär albern: der älteste, wohl 16, juxte, als gerade ein Mädchen vorbeiging, das sei seine Frau (isteri). Ich gab 25.000 Rupien, das waren für jedes der anak lapar (hungrigen Kinder) im Hause runde 2.000. Einer der älteren Jungen nahm das Geld und eine Tüte und rannte davon. Die Nachbarin stand immer noch (oder schon wieder) vor der Türe und sah herüber. "Wieviel haben Sie gegeben", wollte sie wissen. "Etwa 20.000." - "Banyak" (viel), fand sie (Hätte sie selber etwas gebraucht?) "Wohin ist der Junge nur gerannt, doch nicht etwa Zigaretten kaufen?" "Zu einem kaki lima, das tun die immer. Sind Sie von der Stiftung (yayasan)?" Es folgte die übliche Unterhaltung, die mit dem Zweck des Besuchs nichts mehr zu tun hatte. Zum Schluß fragte ich sie, ob es irgendwelche Probleme mit den Kindern gäbe. Sie verneinte. (Die Zeitungen hatten dagegen berichtet, daß Girli-Häuser bei Anrainern auf Protest stießen.)

So bescheiden die Begegnung mit diesen Girli-Kindern auch war, so erfreulich war sie doch. Die Atmosphäre, wenn das Wort gestattet ist, auf die ich stieß, war nicht trostlos, nicht schreiendes Elend. Niemand war feindselig oder aufdringlich oder dreist. Es blieb bei den Signalen, daß man hungrig sei und kein Geld habe, aber niemand bettelte offen. Es schien, als fühlten sich die Jungen unter dem Dach dieses Hauses irgendwie geborgen und als sei ein Besucher so etwas wie eine Zuwendung von außen, der die Hoffnung lebendig erhielt, in dieser Welt noch etwas zu zählen. Natürlich ist damit die schwierigste Frage nicht beantwortet, wie einst der Einstieg ins Erwachsenensein, damit zur Übernahme einer Rolle in der Gesellschaft aussehen soll. In einer Zeit, die durch die Wirtschaftskrise neue Probleme schafft und den Randgruppen die Assimilierung noch schwieriger macht. Es bleibt nur zu hoffen, daß es gelingt und daß die helfenden Organisationen nicht aufgeben.

Gut zwei Jahre später, im Oktober 1998, hat sich mit der allgemeinen Wirtschaftskrise in Indonesien vor allem die Lage der Armen, zu denen auch die Straßenkinder gehören, erheblich verschlechtert. Wie jedem Besucher des Landes, so fällt auch mir (Hiltrud Cordes) die augenscheinlich viel höhere Anzahl von Kindern auf, die in den Großstädten an den Ampelkreuzungen betteln: die Überreste kaputter Schellentambourins zur Begleitung schlagend, singen sie zumeist mit krächzenden Stimmen rudimentäre Liedfetzen und ziehen so inmitten von Hitze, Staub und Abgasen zwischen den Autoreihen hin, bis die Ampel wieder auf Grün springt. Neuerdings scheinen immer jüngere Kinder auf der Straße zu betteln, und auch immer mehr kleine Mädchen sind dabei. In Indonesien selbst wird das Problem durchaus ebenfalls wahrgenommen; in den Zeitungen liest man häufig Artikel zum Thema, die vor allem die Besorgnis ausdrücken, daß mit den Straßenkindern in den Großstädten und den mangel- oder unterernährten Kindern in versorgungsschwachen Landesteilen eine generasi hilang, also eine verlorene Generation von Indonesier heranwächst. Denn selbst wenn es gelänge, die Kinder bald von der Straße zu holen und eine angemessene Ernährung und Ausbildung in gesunder Umgebung für sie zu gewährleisten - selbst dann litten sie mit Sicherheit an den physischen und psychischen Folgeschäden des Elends, das sie während der wichtigsten Phasen ihrer geistigen und körperlichen Entwicklung erleiden mußten.

Mit dem Medium des Films hat sich einer der führenden indonesischen Regisseure der Problematik angenommen: Der neueste Film von Garin Nugroho, "Daun di atas bantal" ("Das Blatt auf dem Kissen"), der bei den letzten Filmfestspielen in Cannes einen Preis gewann, spielt im Milieu der Straßenkinder von Yogyakarta. Die Hauptdarsteller, drei Jungen im Alter zwischen 10 und 15 Jahren, spielen dabei sich selbst: es handelt sich tatsächlich um obdachlose Kinder, die sich im Zentrum der Stadt um die Jalan Malioboro mit kleinen Diebstählen und Botendiensten und mit Bettelei durchschlagen.

Der Film ist zur Zeit in einigen wenigen Kopien in den Kinos von Yogya, Jakarta und anderen Städten zu sehen. Garin Nugroho möchte besonders auf ein Phänomen aufmerksam machen, das seit einiger Zeit in Indonesien von sich reden macht: Es geht um eine besonders niederträchtige Form des Versicherungsbetruges. Da die Straßenkinder häufig keine Ausweispapiere haben, bieten organisierte Verbrecher den Kindern unter irgendeinem Vorwand an, ihnen eine KTP (Kartu Tanda Penduduk = Personalausweis) zu besorgen. Auf die Person, die diesen Ausweis besitzt, wird eine Lebensversicherung abgeschlossen, die den Versicherungsbetrüger begünstigt. Anschließend wird das Kind umgebracht, und die Versicherungssumme wird an den Betrüger ausgezahlt. So einfach ist das ...

Die Geschichte der Straßenkinder von Yogya wird von Garin Nugroho mit schonungsloser Offenheit dargestellt. Die drei Hauptdarsteller kommen, einer nach dem anderen, auf grausame Weise zu Tode. Übrig bleibt die alternde, aber immer noch schöne Frau, bei der die Jungen Unterschlupf gefunden hatten. Auch sie hat im Leben nichts zu lachen; als Händlerin von Kleidung und Blumen versucht sie, sich über Wasser zu halten, doch regelmäßig kommt ihr brutaler Ehemann und nimmt ihr mit Gewalt das mühsam zusammengesparte

Geld ab. Die Frau steht an der Schwelle zur Postitution, aber noch gibt sie sich nicht geschlagen und noch hat das Leben sie nicht vollständig verhärtet. Die Reste von warmherzigen Gefühle, die sie sich noch leisten kann, kommen den drei verwahrlosten Jungen zugute, denen sie gelegentlich zu essen gibt.

Garin Nugroho arbeitet sehr bewußt und deutlich mit den stilistischen Mitteln des Dokumentarfilms. Zwar erscheinen die Hinterhöfe um den Bahnhof und das angrenzende Sosrowijayan-Viertel, in dem auch viele der billigen Touristenunterkünfte liegen, immer noch etwas zu sauber und die Hauptdarstellerin Christine Hakim kann in ihrer Rolle nicht wirklich überzeugen, weil sie zu gut aussieht und zu gebildet und vornehm wirkt, aber die Grausamkeit des Lebens der Straßenkinder ist schockierend realistisch dargestellt. Diesem Eindruck wird sich wohl kein Zuschauer entziehen können. Als Spielfilm hat "Daun di atas bantal" sicher einige Schwächen: Die Handlung bleibt manchmal unverständlich und die Hintergründe und Zusammenhänge der aufgezeigten Lebensgeschichten und Schicksale erschließen sich nur teilweise. Das schmälert aber die Leistung des Regisseurs nicht wesentlich; seine Leistung besteht darin, auf ein schlimmes Problem der indonesischen Gesellschaft kompromißlos mit dem Finger zu zeigen und es an die Öffentlichkeit zu bringen.

Als ich den Film in Jakarta im Kino anschauen wollte, lief er ironischerweise nur in einem einzigen Kino im luxuriösesten Shopping-Centre der Stadt, dem "Plaza Senayan". Ich war verwundert darüber, daß einerseits die sündhaft teuren Geschäfte mit Haute Couture aus den Modezentren Europas gut besucht schienen, und offensichtlich doch noch genügend Menschen in Jakarta sich einen Einkaufsbummel hier leisten können - andererseits das Kino, in dem Garin Nugrohos Film lief, fast leer war. Meine beiden Freunde aus Jakarta, die mich ins Kino begleitet hatten, hatten hierfür eine einfache Erklärung: Die Leute, die immer noch im "Plaza Senayan" einkaufen können, interessieren sich nicht für die Probleme der Straßenkinder, und die Leute, die sich für dieses Problem interessieren, können sich die Eintrittskarte ins Kino in Höhe von 12.000 Rupien (z.Zt. ca. 3 DM) nicht leisten.

Helga Blazy

Zeugung und Geburt bei den Laboya auf West-Sumba

Mutter und ungeborenes Kind wie auch das Neugeborene werden bei vielen indonesischen Völkern als eine noch wilde und heiße Einheit betrachtet, die durch transformierte Nahrung und spezielle Bäder gekühlt und so bereit gemacht werden muß für die kulturellen Belange. Das erste Haar des Kindes wird zumeist geschnitten, da es als Fell angesehen wird. Das Grundprinzip des Verstehens ist das gleiche bei allen indonesischen Völkern: Das Wilde und Heiße ist ein menschlicher Vorstellungsbereich, hinter dem sich eine Kultur des Jenseits verbirgt, die transformiert werden muss. Die Zeugung ist eher noch den Ahnen und deren Belebungswünschen zugehörig als dem Paar, das miteinander ein Kind zeugt. Die menschliche Seele wird als individuelle Wesenheit gedacht, die sich vom Körper lösen kann und mit besonderen Riten bewegt werden muß, bei ihm zu bleiben.

Wo beginnt das Leben eines Kindes? Es beginnt in den Samenzellen seines Großvaters und in den Eierstöcken seiner Großmutter, die beide es schon von ihrer Zeugung an als potentielles Wesen in sich tragen und weitergeben mit allen Informationen ihrer eigenen Großeltern. So ist verständlich, daß bei Zeugung, Schwangerschaft und Geburt die indonesischen Völker zurückblicken auf die früheren Generationen, die ein Kind intrauterin schützen können zusammen mit seinen Eltern. Dazu ein Beispiel von den Laboya auf Sumba, einer östlichen Insel Indonesiens.

Mutter und intrauterines Kind mögen miteinander ein Leben außerhalb jeder Geschichte haben, und doch haben sie auch ein Leben innerhalb der Geschichte der Generationen. Die indigenen Völker binden ihr Leben und Überleben in ihren Kindern mehr an allgemein gültige Grundsätze, aus denen sie selbst schon in ihrem intrauterinen Leben Erfahrungen geschöpft haben. Das intrauterine und auch perinatale Einander-Verstehen von Mutter und Kind erscheint weit mehr gegeben als bei westlichen Völkern. Daher liegt der Schwerpunkt der indigenen Völker anders; Initiation, Zeugung und postnatales Ritual

werden als Zentren der Stille und der Verbindung mit den Ahnen hervorgehoben. Die Begriffe 'Heiß' und 'Kalt' stehen als Ausdruck für die Transformation der Initiation und sind als wesentlich zu beachten. Das Konzept der Zeugung und der folgenden Generation wird bereits mitgedacht, wenn Riten der Initiation ausgeführt werden. Ein solches Hindenken zu einem noch nicht empfangenen Kind ist uns im Westen fremd, ebenso wie das Zurückdenken an die Ahnen, die die Zeugung möglich machen.

In der Schöpfungsmythe der Laboya wirkt ein Paar zusammen: Eine männliche Python webt das Land, auf dem dann Mond, die weibliche Hälfte des Paares, die Menschen webt. Ein männlicher Weber muß dabei sein, weil *hala*, das Heiße beteiligt ist, das die Fruchtbarkeit speziell der Frauen bedroht; erwachsene Männer können *hala* entschärfen. Die Schlange hat alles in sich zur Fortsetzung des Lebens. Sie ist ein Container, in dem lebengebende Flüssigkeiten frei fließen können. Sie repräsentiert die Insel Sumba in ihrer Vielfältigkeit. Wenn Wulla (Mond) fertig gesponnen hat, wickelt sie die Baumwolle als Ball auf eine Spindel und steckt sie in den Boden, sie steckt so *dewa* und *mawo*, die Komponenten des Menschen, zusammen im Ungeborenen im Mutterleib. Wulla nachahmend spann und wob die erste Menschenfrau Menschen und Tiere. Die Spindel ist dabei eine Verbindung zwischen Himmel und Erde.

Einige wesentliche Begriffe der Laboya müssen hier erklärt werden: *mawo* = Schatten, Atem; kann den Körper zeitweise verlassen; auch Regen als Flüssigkeit der Toten, die zum Himmel aufsteigt und niederfällt als flüssiges Element des Lebens.

dewa = Geist, kann den Körper nicht verlassen, sonst stirbt dieser; spezifische Verbindung beider Seelenelemente im Menschen; die Transformation im Leben wie im Tod ist bedeutsam für die Beziehung zwischen Lebenden und Toten. *Dewa* ist auch Geist der Ahnen auf der Suche nach Form, in der er wiedergeboren werden kann. *Dewa* personalisiert und differenziert *mawo*.

marapu, *mara* = trocken, *pu* = Stamm, Ursprung. Einerseits: Stimmen, die (nicht) mit einem Namen assoziiert werden, Kommunikation über Sprache, Gongs, Trommeln. Andererseits: Ahnen. Wenn *marapu* wieder lebendig werden will, muß es sich in Lebewesen einbetten, in die Nachkommen. Zunächst lebloses Material, die Toten werden *marapu*, wenn nur noch die blanken Knochen übrig sind. Aber die bedeuten auch Lebenskraft für die Nachkommen.

Eine Mythe, die nur ein alter Mann noch kannte und bei einem Bittfest, das wegen 3-j. Kinderlosigkeit in einer Ehe gegeben wurde, erzählte, bebildert die Wünsche der Ahnen:

Wulla-Labo, das erste Paar, überlegte, wo es *marapu* am menschlichen Körper anbringen sollte. Es probierte einige Stellen, aber es blieb nicht stecken. Es suchte nach einem ruhigen, schattigen Ort ohne störende Geräusche, wie die

Ahnen ihn lieben, an Quellen, in Wäldern nah den Bergen. Die Wahl fiel auf einen ruhigen buschigen Ort zwischen den Beinen der ersten Menschen. Das erste Paar weiß noch nichts vom Geschlechtsverkehr. Als die Frau vor dem Mann eine Leiter hinaufgeht, entdeckt der Mann, was er tun soll. Er will sich sogleich mit ihr vereinigen. Die Frau lehrt ihn, erst nach getaner Arbeit und nach dem Essen bei Nacht und nachdem sie die Schweine gefüttert hat, wenn alles still ist, die Vereinigung vorzunehmen, d.h. ihr Status als zukünftige Frau des Mannes ist ihr bereits klar.

Fruchtbarkeit wird hier durch eine Reihe von Elementen angedeutet, die Kühle, Feuchtigkeit, Schatten für die Vereinigung als wichtig angeben. Diese Bedingungen sind die gleichen wie für die Transformation von *mawo* und für die zyklische Erneuerung der lebengebenden Flüssigkeiten, die Reis und andere lebenswichtige Pflanzen wachsen lassen. Die Durchbrechung des lebendigen Kreislaufs wird bedroht durch einen plötzlichen Tod, der 'heiß' genannt wird, z.B. ein Tod im Kindbett. Ein solch unzeitiger Tod muß verfolgt werden, einer der Ahnen muß die Grenze zum Wilden und Heißen überschritten haben, vielleicht durch einen Inzest. Die Bedrohung durch Hitze und Heftigkeit der Ahnen ist allgegenwärtig, und niemand ist davor sicher. Die Strafe früherer Vergehen kann das Verrücktsein eines Nachkommen sein oder Erschlagenwerden vom Blitz oder eben auch Tod im Kindbett.

Marapu sind die Ahnen, die den Lebens- und Todesprozeß meistern und damit eine kreative Kraft weitergeben. Die Genitalien haben viel gemeinsam mit den heiligen Quellen, an denen die Ahnen sich mit Wasser des Lebens füllen. Die Laboya glauben, daß es zur Empfängnis kommt, wenn das innere Wasser der Frau sich mit dem inneren Wasser des Mannes in ihrem Bauch vereinigt. Alle Frauen werden mit Samen im Bauch geboren und das Wasser des Mannes nimmt einen heraus und füttert ihn. Das Kind wächst nicht nur, weil seine Mutter ißt, sondern auch, weil sein Vater es regelmäßig mit seinem Wasser/Samen füttert, wenn die Eltern Geschlechtsverkehr haben. Daher wird häufiger Coitus empfohlen, damit das Kind nicht hungrig ist. Zuwenig davon kann zu spontanem Abortus führen.

Samen und Ei gehen zunächst in eine Fremde und werden zu einem anderen Stoff, beide geraten auf ihrer Wanderung in Todesnähe und müssen sich mit dem Tod, dem Austrocknen auseinandersetzen und sich erneut mit den Vorfahren und deren kreativer Kraft füllen, um sich für das Überleben auszuzeichnen. Durch die Mikrobiologie wissen wir inzwischen, dass tatsächlich in der Vereinigung Samen und Ei sich in ihrer ursprünglichen Form verlieren und zum Konzept werden, das in eine extreme Lebensnot geht, wenn es sich einnisten will: Es muss Stücke aus der Mutter herausreissen, um sich zu ernähren und überleben zu können. Auf anderer Ebene, in der äußeren Welt, repräsentiert rohe Baumwolle *mawo*, den Atem, der zusammen mit *dewa* gesponnen

werden muß, um ein Kind zu machen. Der gesponnene Ball ist *mawo* und *dewa*, ein Neugeborenes, das Weben des Tuches ist analog dem Aufziehen des Kindes. Wenn Frauen Garn spinnen und weben, sind sie wie *wulla*, die Ahnfrau Mond und verantwortlich dafür, Leben zu geben. Doch die Ahnen weben den wichtigen Teil daran, indem Samen und Ei sich *marapu* hingeben, der Gefahr des Austrocknens und Sterbens und daraus lebendig und kreativ sich entfaltend hervorgehen. *Marapu*, Ahn, ist das Laboya-Wort für die Schwierigkeit von Zeugung und Einnistung.

Schauen wir nun einmal bei der pränatalen Psychologie, so finden wir eben das, die Schwierigkeit der Ansiedlung am inneren Ort und die Schwierigkeit der Einnistung. Wir können annehmen, daß dies ein ubiquitäres Thema ist, da wir es bei den indonesischen Völkern und ebenso bei den Indianern Südamerikas finden. DNS ist in der Tat etwas 'Kaltes und Ausgetrocknetes', etwas extrem Abstrahiertes, etwas, das für menschliche Wesen nur mehr Rauch ist oder Klang eines Gongs. Die Belebung findet statt im neuen Kind.

Es ist wichtig, Schwangerschaft und Geburt nicht gesondert zu betrachten, sondern auch die Vorbereitung auf die Elternschaft zu sehen, die - anders als in westlichen Ländern - bei indigenen Gesellschaften einen anderen Stellenwert hat, da es um das Überleben und Tradieren der Kontinuitäten von Leben und Tod geht.

Bei der Initiation ist der junge Laboya-Mann erstmals und über lange Zeit allein mit sich und mit 'Hitze'; die Beschneidung soll ihn lehren, wie er damit umzugehen hat. Eine schwangere Frau begrüßt ihn nach der Zeit der Einsamkeit zum sozialen Leben, in dem die Fortsetzung des Lebens nicht durch Hitze bedroht ist. Ein Mädchen wird in der Zeit der Intitiation tätowiert zum Zeichen, daß sie Kinder haben kann, die Ahnen werden in sie eingeschrieben.

Eine Heirat ist bei den Laboya ein großes Familienereignis, bei indonesischen Gesellschaften sind die neuen Familienbindungen sehr wichtig und müssen fest geschlossen werden, das wird in mehreren Festen mit Austausch von Geschenken zwischen den Seiten der Frauen-Geber und der Frauen-Nehmer begangen. Beide Seiten regulieren das künftige Fließen von *mawo* und *dewa* im neuen Paar. Initiation und Geburt sind dagegen eher kleine Feste, die in Stille begangen werden.

Nach der Geburt wird die Mutter mit fast kochendem Wasser gewaschen und dabei leicht mit Zweigen geschlagen, um das Geburtsblut auszutreiben und sie zum normalen roten Blutfluß zu bewegen. Eine Zeitlang darf sie keine 'heißen' Speisen essen. Schon in der Schwangerschaft sollte die Frau sich warm halten, da sie immer von exzessiver Kälte bedroht ist; durch die Kälte von *dewa* und *mawo* der Ahnen gerät sie zeitweise in Kontakt zum Bereich der Toten - die Sonne reicht nicht in diese Regionen.

Ein Neugeborenes ist rot=heiß, es kommt von weit her, hat eine lange Reise hinter sich, die es in unbekannten Gegenden begann, ausserhalb der sozialen Beziehungen. Sein Haar wird als Fell gesehen und deshalb geschoren. Rituelle Lieder vergleichen die Reise des Kindes bis zur Geburt der Reise der Ahnen, als sie über die See einst nach Sumba kamen. Das Kind wird gewaschen, es bekommt Arm- und Fussbänder, damit nichts aus seinem Körper ausfließt. Nach einigen Tagen schenkt die Mutter der Mutter ihm einen Hahn/ein Huhn. Der Vater schenkt einem Sohn eine Kokosnuss, die 'Büffel' genannt wird. Ein wirklicher Büffel wäre zu stark für das noch fragile *dewa* des Neugeborenen. So wird das Kind in die Gesellschaft eingeführt und sein *dewa* wird verstärkt. Viel später erst wird dem Kind sein Name gegeben, über Monate und Jahre kann es *ana* 'Kind' genannt werden, damit nicht böse Geister es für wichtig erachten und zu sich nehmen. Ein Name steht in Bezug zu *dewa* und ist wichtig für die Beziehung zwischen den Lebenden und den Ahnen. Dem Kind einen Namen geben bezieht es ein in das Haus seines Vaters, das durch einen männlichen Ahnen begründet wurde und von dessen Frau aus der ersten Familie der Frauengeber. Dies erste soziale Band befähigt ein Kind, sein Leben lang soziale Beziehungen aufzubauen und so sein *dewa* zu verstärken.

Ein Jahr nach der Geburt wird ein Teil des ersten geschorenen Haares und ein Stück seiner Nabelschnur in Stoff eingewickelt zu einer Quelle gebracht, um 'gekühlt' zu werden. Offenbar wird es den Ahnen dargebracht als ihr Anteil am glücklichen Überleben des Kindes, und um sie günstig zu stimmen, das Kind erwachsen werden zu lassen. Von Geburt bis zum Ende der Adoleszenz haben Kinder nur geringes *dewa* und beziehen es aus ihren ersten sozialen Beziehungen, nicht zuletzt aus den Ahnen ihres Hauses.

Bei allen Naturvölkern wird die Fähigkeit zur Weitergabe der Gene als ein Einschnitt ins Leben gesehen, der Schweigen und Isolation zufolge hat und damit Angst und Einsamkeit; der junge Mensch ist ganz allein mit seinen Ahnen, er ist der von ihnen Gesuchte, aber auch der Todesnahe und Belastete. Das muss so sein, denn die Weitergabe der Gene ist eine einsame Aufgabe. Bei den indigenen Völkern ist der junge Mensch nie zuvor je allein gewesen, bei Tag wie bei Nacht hatte er Berührungskontakt. Westler geben bereits dem Neugeborenen ein eigenes Zimmer, und es gibt die Initiation nicht mehr - oder bereits dort, zu früh.

Heute wollen westliche Völker die Beziehung zerbrechen, auf Eis legen, nach dem Tod des Partners erst beleben, wir versuchen viel, um die Kette, die wohl als Fessel empfunden wird, zu durchbrechen - wir schliessen die Ahnen eher fester ein auf diese Weise; das Baby ganz allein, der gefrorene Same eines toten Vaters gehören mehr *marapu*, den Ahnen an als seinem eigenen Atem.

(Literatur: Geirnaert-Martin, D. *The woven land of Laboya*. CNWS Publications Nr. 11, Leiden 1995)

Kartini - Das Ende einer javanischen Kindheit

Jepara, August 1900

Sehr geehrte Frau Abendanon,

(...) Darf ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die nicht unterhaltsam und interessant, sondern trocken, eintönig, langatmig ist und Ihnen viel Geduld abfordert ... Es ist die Geschichte von drei braunen Mädchen - Kindern des sonnigen Ostens - Blindgeborenen, die man sehend gemacht hat, die man das Reine und Hohe im Leben hat sehen, geniessen und bewundern lassen, und nun, da ihre Augen sich zum Reinen und zum Licht gewendet, sie die Sonne und die schöne Umgebung der lichten Welt liebhaben, stehen sie an dem Punkt, wieder ein Blindentuch vor den Augen zu fühlen, zurückgestossen zu werden in die Finsternis, aus der sie kamen und in der alle ihrer Vorfahren gelebt haben.

Man lastet es den Büchern voller 'Unsinn' an, die aus dem fernen Westen kamen und bis in das Herz des Binnenlandes vordrangen, an den stillen, friedlichen Ort an Javas immer grüner Küste, wo die Schwestern leben, dass diese widerspenstig und unwillig sind, das Joch auf sich zu nehmen, das in der Luft hängt und kreist und jeden Moment auf die unwilligen Schultern niederfallen kann. Man hat dabei nicht ganz recht, nicht die Bücher allein haben sie aufrührerisch gemacht, sondern der Hass gegen Zustände, die seit unendlichen Zeiten so bestanden und die ein Fluch sind gegen alles, was Frau und Mädchen heisst. Das Verlangen nach Freiheit, Selbständigkeit und Unabhängigkeit ist nicht erst jüngeren Datums, schon in frühester Jugend , als 'Emanzipation' für sie noch ein unbekanntes Wort war, und Bücher und Schriften darüber weit ausserhalb ihres Bereichs waren, wurde in einer der Schwestern dieser heftige Wunsch geboren, die Zustände in ihrer direkten und weiteren Umgebung riefen ihn ins Leben.

Es war Spielstunde an der Europäischen Schule des Ortes J. Unter den gelbblühenden *waru*-Bäumen auf dem Schulhof gruppierten sich in angenehmer Unordnung grosse und kleine Mädchen auf dem weichen, grünen Gras. Es war so warm, niemand hatte Lust zum Spielen. 'Nun, Letsy, erzähl uns was, oder lies uns was vor', wünschte ein braunes Mädchen, das nicht nur durch seine Hautfarbe, sondern auch durch seine Kleidung die Inländerin verriet. Ein grosses, blondes Mädchen, das sich lässig an einen Baumstamm lehnte und eifrig in einem Buch las, schaute auf und sagte: "Ach nein, ich muss meine französische Lektion noch lernen." "Das kannst du zuhause immer noch, denn es gibt keine Hausaufgaben." "Ja, aber wenn ich meine französischen Lektionen nicht gut lerne, darf ich in zwei Jahren noch nicht nach Holland. Und ich will so gerne zum Seminar, um Lehrerin zu werden. Wenn ich dann später Lehrerin bin, komm ich vielleicht hierher, und dann sitze ich vorne in der Klasse. Aber, sag Ni, du hast mir noch nie erzählt, was willst du denn mal werden?" Zwei grosse Augen schauten die Sprecherin erstaunt an. "Na, erzähl mal." Die Javanerin schüttelte den Kopf und sagte lakonisch: "Weiss nicht."

Nein, sie wusste es wirklich nicht, sie hatte nie daran gedacht, sie war noch zu jung und ging ganz in ihrem derzeitigen Leben auf. Die Frage ihrer weissen Freundin machte aber tiefen Eindruck auf sie. Sie liess sie nicht mehr in Ruhe, immerzu hörte sie die Frage in ihren Ohren rauschen: 'Was willst du später werden?' Sie dachte und dachte sich ihr Köpfchen darüber müde. An diesem Tag bekam sie in der Schule Strafarbeiten, sie war so zerstreut, gab die merkwürdigsten Antworten, wenn man sie fragte und machte die dümmsten Fehler bei der Arbeit. Es konnte auch nicht anders sein, ihre Gedanken waren nicht bei den Schulstunden, sie kreisten um das, was sie in der Pause gehört hatte. Das erste, was sie tat, als sie nach Hause kam, war, zu ihrem Vater zu laufen und ihm die Gewissensfrage zu stellen: "Was soll ich später werden?" Er sagte nichts, lachte nur und kniff sie in die Wange. Doch sie liess sich nicht abschütteln und forderte eine Antwort. Ein älterer Bruder kam hinzu, hörte ihre Frage, und ihre gierig lauschenden Ohren fingen diese Worte auf: "Was Mädchen werden sollen - eine *Raden Ayu* natürlich." Das Mädchen war zufrieden und sprang davon. Eine 'Raden Ayu' wiederholte es für sich immer wieder. Was ist eine 'Raden Ayu'? Der neue Gedanke liess es nicht mehr los, immer dachte es an die beiden Wörter. So etwas musste es später werden. Es schaute um sich her, sah und kam in Berührung mit vielen *Raden Ayu*, denen es nun seine Aufmerksamkeit widmete und die es studierte.

Und was das Kind von deren Leben erfuhr, liess in ihm den Trotz wachsen gegen die jahrhundertealte Regel, der ewig gehuldigt wurde: Mädchen müssen heiraten, müssen einem Mann zugehören, ohne zu fragen: was, wer, wie!

Das Mädchen war 12 1/2 Jahre alt geworden, und es wurde Zeit, dass es sein bisheriges Kinderleben aufgab, Abschied nahm von der Schulbank, auf der es so gerne sass, von den europäischen Genossen, in deren Mitte es so gerne war. Es war für alt genug befunden worden, nach Hause zu kommen und sich den Gewohnheiten seines Landes zu unterwerfen, die jungen Mädchen geboten, zu Hause zu bleiben, in strenger Absonderung von der Aussenwelt zu leben, solange, bis der Mann, den Gott für jedes von ihnen geschaffen hatte, es auffor-

dern und mitnehmen kommt zu seiner Wohnung. - Was ging nicht alles in dem jungen Kopf und in dem jungen Herzen herum, als das Mädchen zum letztenmal den Weg von der Schule nach Hause ging. Die dunklen Augen schwammen in heissen Tränen, heftig atmete die zarte Brust, und der kleine Mund zitterte vor verhaltenem Schluchzen. Es wusste allzu gut, dass mit der Schultür viel von seiner unendlichen Liebe geschlossen wurde. Der Abschied von dem geliebten Lehrer, der mit ihm so lieb und herzlich gesprochen hatte beim Abschied, von seinen Kameradinnen, die ihm mit Tränen in den Augen die Hand drückten, von dem Ort, wo es so viele herrliche Stunden verbracht hatte, kostete das Mädchen unendlich viel, doch das alles wog den Schmerz nicht auf über das Ende des Lernens. Es liebte das Lernen so sehnsüchtig und wusste, dass es noch so unendlich viel zu lernen gab, ausser dem, was man auf der Grundschule lernen konnte. Es war ehrgeizig. Es wollte im Wissen nicht seinen weissen Freundinnen nachstehen, die nach Europa gingen, und nicht seinen Brüdern, die die Bürgerschule besuchten.

Das Mädchen flehte seinen Vater an, es mit den Brüdern nach S. zur Höheren Schule zu gehen lassen, es würde stets sein bestes tun, und die Eltern würden nie Klagen hören. Es lag auf den Knien vor dem Vater, seine verschlungenen Hände lagen auf seinen Knien, in glühendem Verlangen schlug es seine grossen Kinderaugen zu ihm auf, und in angstvoller Spannung erwartete es seine Antwort. Liebkosend strich er über das schwarze Haar, seine Finger strichen sanft widerspenstige Haare von des Kindes Stirn und sanft doch entschlossen klang es aus seinem Mund: "Nein." Das Mädchen sprang auf, es wusste, was ein 'Nein' von ihm bedeutete, es lief weg und verkroch sich unter einem Bett, um sich vor den anderen zu verbergen, es wollte allein sein mit seiner Trauer, die sich in einem wilden, unstillbaren Schluchzen äusserte.

Einst hatte der Lehrer gefragt, ob es nicht mit Letsy, seiner Tochter und seiner Freundin, mit nach Holland wollte, um weiter zu lernen. Gierig, mit strahlenden Augen hatte das Mädchen zugehört: "Nun, willst du?" "Fragen Sie nicht, ob ich will, fragen Sie, ob ich darf", war die Antwort von des Kindes bebenden Lippen.

Guter Mann, er hatte es so gut mit ihr gemeint. Als Fremder, der er war in Bezug auf die inländischen Sitten, wusste er nicht, wie böse es von ihm war, dem Mädchen die Frage zu stellen. Einem Hungrigen Essen, Leckereien vorzuhalten, die er nicht erreichen konnte ...

Dummes Mädchen, es war nicht die Absicht deiner Eltern, dich zur Schule zu schicken, um aufrührerische Gedanken in dein Herz zu bringen. Du solltest holländisch und holländische Manieren lernen, mehr nicht. Dummes kleines Ding, hättest du dich mal daran gehalten, und viel Leid wäre dir in der Zukunft erspart geblieben. Aber das dumme kleine Ding hat sich selber nicht gemacht, es konnte sich nicht helfen, Gott hatte ihm einen empfänglichen Verstand gegeben und ein Herz, das alles willig in sich aufnahm, was die holländische Sprache es lehrte, schön zu finden. Arme Kleine, in ihr Herz hielten westliche Gedanken jubelnd Einzug, und an Händen und Füssen sah sie sich gekettet von östlichen Traditionen. Und ihre Knochen waren noch so schwach, zu zart, um die Bande, die sie hielten, zerbrechen zu können. Und später, als sie sich stark fühlte, um mit einem Ruck alles von sich abzuschütteln, da ... doch lassen wir die Geschichte nicht vorauslaufen, da sind wir noch lange nicht (...).

Aus: Kartini: Brieven aan mevrouw R.M. Abendanon-Mandri en haar echtgenoot. ed: F.G.P. Jaquet, Foris Publications 1987.
(Übersetzung: Helga Blazy)

Kinder aus dem Kinderhaus GIRLI

Zum Nationalen Tag des Kindes

Indonesien hat einen sogenannten "Tag des Kindes" am 23. Juni. In den Medien pflegen an diesem Tag Berichte und Geschichten zu Kindern zu erscheinen. Auch die Kinder vom Kinderhaus GIRLI in Yogyakarta gedenken dieses Tages:

Wir können nur immer weinen ...
am Nationalen Tag des Kindes
für uns ist Essen alles

Wir können nur immer weinen ... am Nationalen Tag des Kindes, ja, nur das können wir tun, denn wir können nichts anderes tun ... wir sind nicht wie die Kinder anderer Menschen, obwohl wir eigentlich wie sie sind, die von einer Mutter geboren wurden. Aber wir unterscheiden uns sehr von euch Kindern der Reichen, wir verdienen unser Essen durch unseren eigenen Schweiss, wirklich, der Unterschied zu euch ist gross, aber warum verachtet ihr unser Leben, ohne euch selbst anzuschauen ... In der Tat ist Essen für euch bedeutungslos, doch für uns ist Essen alles und bedeutet Leben und Tod, auch wenn wir uns dessen nicht bewusst sind ...An unserem Nationalen Tag des Kindes hoffen wir, dass ihr uns annehmt als Kinder, die auch Rechte haben wie jedes Kind ...
Grüsse von uns Kindern (GIRLI)
(Übersetzung: Helga Blazy)

Sapardi Djoko Damono
geb. 1940, Solo

Notizen aus der Kindheit

Kindheitsnotiz 1

Es blickt in den toten Brunnen und sieht gebrochene Linien und Bündel von silberner Farbe und schwarze Kristalle die es einmal sah als es krank war und im Schlaf sprach und nach seiner Mutter rief. Sie sagen auf dem Grund wache eine Schlange. Es wirft einen Stein in den toten Brunnen und hört eine Stimmme die es einst kannte lange bevor es seinen eigenen Schrei zum erstenmal hörte. Sie sagen der tote Brunnen habe nie Wasser geführt.

Es versucht zu verstehen warum seine Mutter ihnen nie glaubte.

Kindheitsnotiz 2

Es nimmt eine Abkürzung und seine Schritte knicken die Stacheln des Grases. Der Himmel verändert sich auch noch nicht. Es stellt sich die Kiefer des Meeres und die Kiefer der Blumen vor und denkt dann ob der Vogel der vom *lamtara*-Zweig aufgeschreckt je Meereskiefer und Blumenkiefer zum Angriff eilend gesehen hat. Der Himmel verändert sich auch noch nicht. Der Wind ist so leicht und kann wohin auch immer gleiten und kann das Meer necken, nachdem er die Blumen geneckt hat, aber es geht kein Wind, und es ist enttäuscht und tritt dann ein Stück Kiesel. Etwas schreit hinter dem Busch. Es hört es nicht.

Etwas schreit hinter dem Busch und sein Echo berührt eine Blütenknospe dann wird es vom Wind eingefangen und bis zum Meer gebracht, doch es hört es nicht und stellt sich Himmelskiefer vor, wenn es beinah regnet. Es kommt an die Flussböschung, aber sie die versprachen es dort zu treffen sind offensichtlich nicht da. Der Himmel hat sich verändert. Es beobachtet den *sigunting*-Vogel der ständig in Bewegung ist, und sie die versprachen, es zum anderen Ufer des Flusses mitzunehmen, sind auch noch nicht gekommen, dann sieht es Regentropfen beginnnen ins Wasser zu fallen und es beobachtet wie die Kreise weiter werden und es stellt sich vor sie umringen es plötzlich und werfen es ins Wasser.

Da ist etwas das beobachtet vom anderen Flussufer her, aber es kann es nicht sehen. Es ist.

Kindheitsnotiz 3

Es steigt vom Bett geht dann auf Zehenspitzen und öffnet das Fenster und schaut die Grösse der Sterne an und fragt, ob sie wirklich ausserhalb des Ganzen und ob wirklich etwas ausserhalb des Ganzen ist, und immer nur wartet es auf das Fühlen das kommen wird dies zu erfahren, und es fragt weiter bis es schliesslich den Hahn krähen hört und dann seine Mutter hinter sich stehen sieht, die sagt "lass mich das Fenster zumachen und du schlaf, nachdem du diese Nacht gewacht hast bei der schlimmen Nachtluft." (*Übersetzung: Helga Blazy*)

Aus: Hujan Bulan Juni, 1994

Sjahril Latif

Einsamer Wanderer

1

Die ersten Geräusche der Morgendämmerung erhoben sich draußen: Das Schlagen der Trommel von der Moschee in der Ferne, das Krähen der Hähne, die einander minutenlang antworteten, das Geräusch von Leitungswasser, das in einem dicken Strahl aus dem Kran schoß, das Schlurfen von Sandalen auf dem Boden und leises Hüsteln. All die Geräusche drangen vage zu mir durch, während ich in einem Zustand zwischen Wachen und Schlafen noch im Bett lag. Im Zimmer war es dunkel, und auch draußen war es noch dunkel. Dann war da die Stimme meines Vaters, der das Morgengebet sprach. Ich wurde wach, rieb mir mit den Händen den Schlaf aus den Augen und lief aus meinem Zimmer die Treppe hinunter, auf die ein vages Licht fiel aus dem Zimmer meiner Mutter, wo die Tür einen Spalt offen stand. Als ich ins Zimmer kam, sah ich Vater und Mutter im Gebet auf dem Boden knien, Mutter hinter Vater. Sie trug einen weißen Gebetsschleier, der bis auf ihr Gesicht ihren ganzen Körper bedeckte. Ihr Gesicht zeigte inneren Frieden und tiefe Ehrerbietung vor Gott. Mutter schaute in Richtung Mekka, wie man das beim Beten tut. Aber ich hatte den Eindruck, daß sie wohl wußte, daß ich sie ansah, denn als sie fertig war mit Beten, zog sie meinen Kopf sogleich in ihren Schoß. Und so mit meinem Kopf an ihrem Schoß lehnend, schaute ich zu, wie meine Mutter mit geschlossenen Augen betete. Vater betete vor. Nach dem Gebet schaute er sich nach mir um.

"Usman, geh dein Gesicht waschen und beten!", schnauzte er, und dann rezitierte er weiter. Ich blieb auf Mutters Schoß liegen, und sie kraulte meinen Kopf. Vater guckte sich nochmal um und schnauzte wieder: "Was für ein lästiges Kind bist du doch. Los, schnell! Du wirst noch ein richtiger Heide!" Ich streckte mich aus. "Komm, Us", ermahnte Mutter mich lieb, "gleich brat ich dir ein Eichen. Aber nun mußt du ein vernünftiges Kind sein und aufstehn." Ich fand es schön, wenn meine Mutter so lieb mit mir sprach, und ich stand auf und lief zum Badezimmer. Sechs Jahre war ich da alt.

2

Mutter holte meine Kleider aus dem Schrank, während ich zitternd vor Kälte nach dem Baden mit einem Handtuch um mich geschlungen auf sie wartete. Ich zog mich allein an, aber sie kämmte mich. Beim Essen kleckerte ich, und leider kam ein Fleck auf mein Hemd. Vater reagierte wütend: "Wie sich das Kind benimmt!" Nun hatte ich keinen Hunger mehr, obwohl für mich auf dem Tisch ein Setzei stand, das ich eigentlich sehr mochte. Nach dem Essen zog Mutter mir ein neues Hemd an. "Hier hast du ein bißchen Taschengeld", sagte sie und stopfte es in meine Hemdtasche. "Paß gut auf unterwegs. Bevor du gehst, mußt du noch Vater im Laden sagen, daß du zur Schule gehst." Ich schüttelte den Kopf. Wenn Mutter mich zwingen wollte, würde ich weinen. Mutter schaute mich nochmal lieb an. Ich ging durch die Hintertür zur Schule.

3

Unser Haus war eins von einer Reihe von Läden in diesem Teil der Straße. Der vordere Teil war als Laden eingerichtet, wo unter anderem Haushaltswaren, Leckereien, Kuchen und Stoffe verkauft wurden. Direkt über dem Laden war das Zimmer von Ida und mir. Der Laden war vom frühen Morgen bis zum späten Abend offen. Vater kümmerte sich um den Laden und hatte einen Bediensteten für die schwere Arbeit, der morgens die Bretter vor dem Laden wegschaffte, angekommene Kisten öffnete, den Boden fegte und wischte und die neuen Sachen in die Regale einordnete. Erst nach Ladenschluß durfte er nach Hause. Zuweilen half Mutter auch mal im Laden mit, wenn sie in der Küche fertig war.

Ich war verrückt auf Leckereien. Doch ich wagte nie, etwas aus den großen Gläsern zu nehmen aus Angst vor Vater. Meine Schwester Ida war da ganz anders. Wenn Vater merkte, daß etwas fehlte, sagte er streng, daß sie es zurücklegen müßte. Aber statt dessen zogen die Bonbons ganz schnell um in ihren Mund. Und dann sagte sie bittend: "Nur das eine, Papa! Was macht das aus?" Vater konnte ihr nicht böse sein.

4

Den ganzen Tag war ich mit Freunden beim Drachensteigen. Ich hatte aus dem Laden drei Knäuel Tau gestohlen, als Vater das Mittagsgebet hielt. Ein Knäuel gab ich einem Freund. Aus den beiden anderen machten wir 'Glasdraht', Tau mit Leim vermengt und mit Glassplittern gespickt. Wie herrlich dachte ich es mir, ein Flieger zu sein, hoch in der Luft herumzufliegen, frei mit dem Wind zu schweben und von oben auf die ganze Stadt niederzuschauen. Zwei Reisvögel schwebten neben meinem Flieger und setzten sich in die Spitze eines Kasuarinenbaums und flöteten fröhlich. Wie herrlich, ein Vogel zu sein und frei hin und her zu fliegen. Ich wünsche, ich wäre ein Vogel.

5

Manchmal vergesse ich, abends zum Gottesdienst zu gehen und komme erst, wenn es dunkel wird, nach Hause. Mit roten Augen und hungrigem Magen. Auf Zehenspitzen schleiche ich dann nach oben, um den Drachen ins Zimmer zu bringen. Vater und Mutter sind unten im Laden beschäftigt.

6
Jeden Freitag nimmt Vater mich mit in die Moschee. Er gibt mir dann solange eine *kopiah* aus schwarzem Filz und einen *sarung*, den er aus dem Laden nimmt. So wanke ich dann mit ihm mit. Der *sarung* kitzelt bei jedem Schritt. Beinah falle ich, weil ich nicht an Sandalen gewöhnt bin. Und Vater geht so schnell. Wenn ich mal nach dem Murmelspiel meiner Freunde schaue, zieht Vater mich schon an der Hand weiter. Hastig trippelnd laufe ich hinter ihm her.

7
Jenny, Ida, Bahrum, Kolid, Jaelani und ich spielen nach Sonnenaufgang Verstecken. "Zählen wir erst ab", sagt Bahrum. "Ja gut." "Los!" Ida wird es. Sie legt die Hände vor die Augen und beginnt zu zählen: "Eins, zwei, drei, vier, fünf ... ich komme!" "Nicht so schnell", rufen wir, "das ist falsch." Schnell suchen wir alle ein gutes Versteck. Ida zählt weiter bis zehn. Ich verstecke mich hinter einer leeren Kiste im engen, dunklen Gang hinter unserem Haus zusammen mit Jenny. Ida guckt in den Gang, ihre Silhouette ist deutlich im Eingang zu sehen. Wir halten den Atem an, damit Ida nichts hört. Und sie läuft weiter. Ohne zu wissen, was wir tun, fallen wir uns in die Arme. "Nicht tun! Das darf nicht sein!", flüstert Jenny. "Ssst", mach ich, "gleich werden wir entdeckt."

8
Ein Mann, der Wäsche, die zum Trocknen hing, gestohlen hat, wird von der Polizei ins Büro gebracht. Sein Gesicht ist voll Blut. Die Vorbeigehenden bleiben stehen, um den wunderlichen Aufzug zu betrachten. "Was ist geschehen?" "Er hat Wäsche gestohlen."

9
Eines Abends werde ich wach, weil jemand weint. Vater und Mutter hatten Streit. Mutter schluchzt unterdrückt aus Angst, daß die Kinder und die Nachbarn es hören. Ich will Mutter helfen. Ich liebe sie und hasse Vater.

10
Einmal im Monat verläßt Vater immer die Stadt, mal geht er nach Tanjung Balai, mal nach Rantau Prapat, um seine Lieferanten zu besuchen und neue Artikel für den Laden auszusuchen. Meistens bleibt er eine Nacht weg. Ich finde es schön, wenn er weg ist. Leider ist es nur für kurze Zeit.

11
Ich hatte sechs Hühner. Als eine Hühnerkrankheit ausbrach, starben fünf. Wir hatten ihnen Schwefel gegeben, aber das half nicht. Nur mein Hahn Si Kurik hat überlebt. Ich will nicht, daß er stirbt. Jeden Abend vor dem Schlafengehen schau ich nochmal in seine Ecke mit einer Lampe, die ich auf den Boden stelle. Das Flämmchen flackert im Wind. Si Kurik guckt mich mit trüben Augen an. Er will nicht essen. Am nächsten Morgen finde ich ihn tot in der Ecke. Ich begrabe ihn unter dem Manggabaum. Ida hilft mir, das Grab auszuheben und es wieder zu schließen. Danach muß sie für mich ein Gebet lesen. Sie tut es, und ich höre zu, noch mit der Schaufel in der Hand.

12
Ida hat die Abschlußprüfung der SMP bestanden. Zur Belohnung bekommt sie ein neues gelbes Kleid und neue Schuhe. Ich bleibe in der zweiten Klasse der SMP sitzen. Vater straft mich eigenhändig mit zehn Stockschlägen auf die Fußsohlen. Ich muß wimmern. Meine Füße scheinen zu brennen.

13
Rudi und Ani küssen sich hinter der Schule. Sie drücken ihre Münder aufeinander und halten die Augen geschlossen. Anis Körper sinkt in Rudis Umarmung weg. Sie gibt sich ihm ganz hin.

14
Wenn ich Ani anseh, fühl ich mich auf einmal hoffnungslos verlassen. Ich möchte weit weg laufen und mit meinem Kummer allein sein. Und so machte ich es auch, als ich aus der Schule kam. Ich lief in eine Gummiplantage und saß lange unter den dichten Blättern der Gummibäume und lauschte den Geräuschen der Tiere und dem Wind in den Baumspitzen. Erst in der Dämmerung ging ich nach Hause. Auf Mutters Frage, wo ich den ganzen Tag gewesen sei, sagte ich, ich hätte bei einem Freund Schularbeiten gemacht.

15
Abends liest Mutter manchmal aus dem Koran. Mit ihrer sanften, singenden Stimme scheint sie sich an der Himmelstür über ihr Schicksal zu beklagen. Millionen Engel in weißen Gewändern hocken knieend und lauschen mit Hingabe dem tieferen Sinn in den Versen.

16
"Um was bittest du immer, Mutter, wenn du die Abendverbeugung vor Gott gemacht hast?", frage ich neugierig. "Deine Mutter bittet für dich, Usman", sagt sie lachend.

17
Im Fastenmonat gehen wir alle zusammen zu einer besonderen Gebetsstunde in die Moschee. Vater bleibt dann noch und rezitiert den Koran. Das gibt uns Kindern Gelegenheit zum Spielen. Manchmal, wenn ich Geld habe, geh ich mit einem Freund ins Kino. Wir sitzen in der ersten Reihe. Wenn das Koranlesen fertig ist, kommen wir aus dem Film.

18
Als ich zum ersten Mal rauche, weiß ich nicht, wie ich inhalieren muß. Ich krieg einen entsetzlichen Husten, und meine Freunde haben Spaß.

19

An mondlosen Abenden höre ich von den Bänken im Stadtpark gedämpftes Kichern von Frauen und sehe brennende Zigaretten im Dunkeln.

20

Eines Tages erzählt unser Lehrer uns die Abenteuer von 'In 80 Tagen um die Welt' von Jules Verne. Ich finde es sehr spannend und sehe mich als Hauptperson. Und jedesmal, wenn ich in der Geographiestunde den Globus anschaue, frage ich mich, wann ich denn die Welt bereise.

21

Immer wenn ich an Ani denke, fühl ich mich plötzlich einsam und wehmütig. Ich mag den Ausdruck auf ihrem Gesicht.

22

Vaters einziger wirklicher Freund außer den anderen Ladenbesitzern ist ein alter pensionierter Mann, der oft mal in der Laden kommt. Er hat Freunde nötig, um zu überleben. Er kann so gut erzählen, daß die Menschen gebannt den Geschichten aus seiner Jugend und anderen Geschehnissen aus dem täglichen Leben zuhören, die er uns so nahe bringt, daß wir fasziniert sind. Er kann andere auch gut aus der Reserve locken und dazu bringen, von sich zu erzählen. So geht für ihn die Zeit vorbei. Und das ist wichtig.

23

Mutter ist dabei, unsere Kleidung zu bügeln. Ich sehe, wie ihr Gesicht rot ist von der Hitze und ihre Härchen an den Schläfen ganz klebrig von Schweiß. Ich möchte ihr helfen; ich sehe genau, wie sie es macht. Und als sie in die Küche geht, übernehme ich die Arbeit. Sie ist gerade bei einem von Vaters Oberhemden. Aber oh je, welch Unglück! Ich halte das Eisen zu lange auf eine Stelle, und ein Teil vom Hemdrücken verschmort. Ich erschrecke so, daß ich das Bügeleisen fallen lasse. Nun liegen überall auf dem Boden glühende Kohlenstücke. Plötzlich steht Vater neben mir. Ich weiß nicht, wie lange er da schon steht. Vielleicht hat der Lärm des fallenden Bügeleisens ihn aus dem Laden nach oben bewegt. In Panik versuche ich, die glühenden Kohlen mit dem Bambusbesen zusammenzufegen. Doch plötzlich werde ich mit einem so gewaltigen Ruck an den Haaren hochgezogen, daß ich vor Schmerz aufschreie. Bevor ich weiß, was geschieht, bekomme ich einen harten Schlag auf die Backe, so daß ich umfalle. Mutter schreit und probiert, zwischen uns zu kommen: "Genug, Papa, genug. Es ist allein meine Schuld." "Geh weg, Aminah! Usman hat eine Lektion nötig. Was er auch tut, alles versaut er." Und zugleich holt er zum nächsten Schlag aus. Schnell renne ich zur Küchentür hinaus. Er hinter mir her, bleibt aber in der Tür stehen: "Warte, wenn du zurückkommst!" Ich höre Mutters Stimme Vaters Wut besänftigen: "Genug, Papa, genug. Es ist mein Fehler gewesen, daß ich das Bügeleisen stehn gelassen habe." Ich laufe weit weg von zuhause.

24

Es regnet und weht den ganzen Tag lang sehr. Ich schlafe unter freiem Himmel auf einem Grundstück am Stadtrand. Mir ist kalt und ich hab Hunger. Bei Nacht war es sehr dunkel wegen des Wetterleuchtens. Ich habe im Dunkeln Angst vor Geistern.

Während ich da zusammengekauert sitze, die Arme um die Knie geschlungen, muß ich an mein warmes, gutes, helles Zuhause denken: Mutter, Vater und Ida sitzen nun beim Abendessen. In tödlicher Stille denken sie an mich, während ihre Löffel an den Tellerrand stoßen. Niemand sagt etwas, und draußen gießt es in Strömen. Mutters Augen stehen voll Tränen. Von der warmen Suppe auf dem Tisch steigt Dampf auf und löst sich in der Luft auf, während der Duft sich verbreitet. Zwei Spiegeleier mit Zwiebeln und spanischem Pfeffer bleiben unangerührt auf dem Tisch stehen.

25

Eine Lokomotive zieht zwanzig Waggons mit Brennholz. Und wie ein Riesentausendfüßler kriecht der Zug in der Mittagshitze mühsam und nach Atem keuchend weiter. Sein trauriges Pfeifen teilt die Traurigkeit der ganzen Welt den verlassenen Feldern mit.

26

Hoch in der Luft fliegt ein Habicht am Waldrand. Warum bist du so allein? Wohin fliegst du?

27

Der Fahrer eines Lasters, der mich mitnimmt, fragt mich mit der Zigarette zwischen den Lippen: "Wohin mußt du, Junge?" Und da ich weiß, daß er nach Pematang Siantar fährt, sag ich schnell: "Nach Siantar, Pak." Ein bißchen später singt er lauthals "Wie glücklich sind wir beide".

28

Ich finde Arbeit als Tellerwäscher in einem Restaurant. Nachts schlafe ich mit den anderen Angestellten auf einem der Tische. Mitten in der Nacht schrecke ich auf und muß an zuhause denken. Gedanken, die ich schnell wieder wegtu. Ich bin ein Junge, und ich darf nicht jammern.

29

Zwei Matrosen kommen ins Restaurant und bestellen eine üppige Mahlzeit und im Gespräch fallen Namen wie Singapur, Hongkong, Tokio, San Francisco, London, New York. Plötzlich muß ich an Jules Verne denken und an 'In 80 Tagen um die Welt'.

30

Vom ersten Lohn kaufe ich ein neues Hemd, denn das alte ist völlig verschlissen. Und ich kaufe einen *sarung*, um darin zu schlafen. Und ich beschlie-

ße, nicht mehr in dem Restaurant zu arbeiten. Mit dem Geld, das ich noch übrig habe, fahre ich zum Hafen Belawan. Ich will Matrose werden und die Welt sehen und noch weiter von zuhause wegkommen. Leider werde ich nicht angenommen, weil ich zu klein bin, keine Papiere habe, keinen Paß, und außerdem hatten sie keine weitere Kraft nötig. Ich will aber unbedingt und sage, daß ich die schlimmste Arbeit tun will, wenn ich nur fahren kann. Doch sie verspotten mich: "Warum gehst du nicht nach Hause zu deiner Mutter an die Brust?"

31
Ich bin im Gedränge aller Passagiere auf das Schiff nach Jakarta geschlüpft. Als die Fahrkarten kontrolliert wurden, versteckte ich mich auf dem WC. Mir war schwindlig und ich mußte mich übergeben; ich war seekrank.

32
Die Deckpassagiere, die überall herumlaufen, lassen mich an eine Kuhherde denken, die für den Export bestimmt ist.

33
Früh am Morgen legt das Schiff im Hafen von Tanjung Pinang an. Auf den niedrigen Hügeln hängt der Nebel, und die Häuser an der Küste liegen noch in tiefer Ruhe. Zwei Tankschiffe liegen bewegungslos und grau vor Anker.

34
Wenn sie an Bord Karten spielen, wird nach dem Essen gesungen und geredet, oder man geht schlafen. Und am nächsten Morgen oder Abend stehen sie auf Deck und schauen nach der See und nach dem Horizont, wo die Sonne gerade versinkt. So verbringen die Passagiere während der Fahrt die Zeit.

35
Ein Jahr lang saß ich im Gefängnis wegen Diebstahls an einem Umschlagpatz in Tanjung Priok, ohne daß eine gerichtliche Voruntersuchung stattgefunden hatte. Der wirkliche Dieb hatte entkommen können. Man schlug mir mit einem Gewehrkolben zwei Backenzähne aus, und an einer Augenbraue bekam ich eine heftig blutende Wunde. Als die Sache endlich vor ein Gericht in Jakarta kam, wurde ich freigesprochen.

36
Ein Junge aus Cirebon wurde bei einem Streit um einen Teller Reis umgebracht.

37
Die Tage wachsen so langsam wie mein Bart.

38
Zwei Nächte schlafe ich in einem leeren Güterwagen im Bahnhof von Jatinegara. Die Huren wollten mich nicht, weil meine Hose so schmutzig war und mein Gesicht so zum Fürchten. Eine Hure, die am Abend keinen Kunden hatte, beging Selbstmord und warf sich vor den Morgenzug. Dunkel geronnenes Blut klebte an den Gleisen und den Schwellen. Ihr Kopf war fünfzig Meter weiter gerollt, und eine Hand lag im Graben. Wo der Rest geblieben war, wußte niemand.

39
Tagsüber ist es in Jakarta brütendheiß, und nachts kann man es vor Mücken nicht aushalten.

40
Wenn ich an Geld komme, schere ich mir erst mal den Bart, esse in einem Restaurant, ziehe reine Kleider an und suche Arbeit. Es ist nicht schön, daß jeder mich so anschaut.

41
"Wohin, nach Bogor, Tasik, Cirebon?" Das ist meine tägliche Arbeit auf dem Busbahnhof Bungur, wo ich Fahrkarten verkaufe. Niemand will gern zum ?

42
Manchmal frage ich mich: Wann ist Jakarta je ohne Geräusch, ohne Lärm, wenn es sogar in tiefer Nacht nicht still ist?

43
Eine Frau bekommt im Bus ein Kind. Alle Passagiere geraten in Panik. Niemand weiß, was zu tun ist.

44
Abends fühle ich mich sehr allein. Ich schlafe auf einer langen Bank im Busbahnhof, und ich schluchze unbeherrscht wie ein kleines Kind. Oft denke ich an Mutter und ab und zu an Ani, die ich sehr mochte.

45
Ich bin nun so weit von Zuhause weg und ich denke, ich kann einfach nicht zurück, aber ich will auch nicht. Ich weiß, daß Vater seine Taten sehr bereut, und daß Mutters Herz um meinetwillen gebrochen ist. Nicht zurückkehren, läßt Vater noch mehr bereuen. Doch mit Mutter hab ich Mitleid.

46
Über schlüpfrige Witze lachen sie immer brüllend. Je schlüpfriger, desto besser. Gibt es eigentlich Witze, die nicht schlüpfrig sind?

47
Ich kann kaum mehr lachen.

48
Eines Nachts sterbe ich fast vor Bauchschmerzen. Die ganze Nacht liege ich stöhnend. Die Menschen, die in der Nähe schliefen, waren wütend und kro-

chen so weit wie möglich von mir weg: "Verdammt, deinetwegen können wir nicht schlafen."

49
Plötzlich mache ich großen Gewinn mit dem Verkauf von Auto-Ersatzteilen. Ich weiß nicht, was ich mit dem Geld tun soll. Ich erinnere mich an die Bauchschmerzen von vor drei Tagen und miete ein Zimmer. Einen Teil des Geldes schicke ich Mutter. Die Tränen springen mir in die Augen, als ich ihren Namen auf dem Postformular schreibe.

50
Eines Mittags seh ich in der Menge in einem Warenhaus das Gesicht eines Mädchens, das mich anzieht. Sie fährt mit dem Lift nach unten, und ich renne ihr nach, aber die Türen schließen sich vor meiner Nase. Ich suche sie im ganzen Haus, und meine Augen folgen allem Mädchen auf der Strasse und im Bus. Aber das Mädchen, das mich fasziniert, ist vom Urwald Jakarta verschlungen. Bevor ich einschlafe, denke ich sehnsüchtig an ihr Gesicht, und die Einsamkeit kriegt mich noch mehr in ihren Griff.

51
Wie lange ist es nun her, daß ich mein Zuhause verlassen habe? Drei Jahre.

52
Von Bahrum, einem Freund von früher, der mit einer Theatergruppe von Studenten aus Medan nach Jakarta gekommen ist, und den ich bei Salemba vor der UI zufällig traf, hörte ich, daß meine Mutter an TBC gestorben ist, daß meine Schwester Ida verheiratet ist, und daß Vater wieder geheiratet hat. Bahrum sagte auch noch: "Deine Mutter hat immer bei all deinen Freunden nach dir gefragt, und jedem, der auf Reisen ging, trug sie auf, ihr zu sagen, wo du bist.

53
Ich fühle mich tief schuldig Mutter gegenüber.

54
In der großen Moschee al Azhar in Kebajoran Baru habe ich für Mutter gebetet, und meine Augen waren vom Weinen geschwollen. Es war das erste Mal, daß ich wieder betete, seit ich das Haus meiner Mutter verlassen hatte. Laß Mutter in den Himmel kommen, Herr. (*Übersetzung: Helga Blazy*)

Sjahril Latif: *Pengembara Sunyi*. In: ed. Ajip Rosidi 1977 *Laut biru langit biru*.

T.M. Sihombing

Die Geschichte von der Entstehung der Batak-Schrift

Vor langer Zeit lebte einmal ein *datu* (trad. Heiler) mit Namen Datu Aji Bolak. Er hatte einen Sohn, der si Aji Gora hiess und ein Kind war, das immer zu Spässen aufgelegt war. Zu der Zeit gab es noch keine Batak-Schrift, doch Datu Aji Bolak wusste, dass andere Völker Schriften besassen. So dachte er immer über eine hübsche und genügend einfache Schrift nach und wartete schon lange auf eine Erleuchtung. Eines Tages sah er seinen Sohn etwas sehr Lustiges tun. Si Aji Gora sollte ein frischgelegtes Ei von der Henne holen. Er hatte einen langen Stock dabei, befestigte das Ei daran und reichte es der Mutter so durchs Fenster und rief: "*Na, na* (nimm, nimm)." Datu Aji Bolak fand die Idee sehr lustig, und plötzlich dachte er: Hier beginnt, wonach ich immer gesucht habe. Der Stock und das Ei, daraus kann der erste Buchstabe werden. Und weil der Sohn *na na* gerufen hatte, wurde der erste Buchstabe das *na*.

Einige Tage darauf sollte si Aji Gora *jambu*-Früchte pflücken. Er suchte sich diesmal dazu einen seltsamen Stock mit zwei Haken. Während ihm früher, als er einen einfachen Stock benutzte, die Zweige wieder entglitten, konnte er nun sehr gut die Früchte holen, die er wollte. Der Vater lachte schallend über diese kluge Idee, hahaha. Dann dachte er plötzlich: Das ist der zweite Buchstabe, und weil ich so gelacht habe, soll er *ha* heissen.

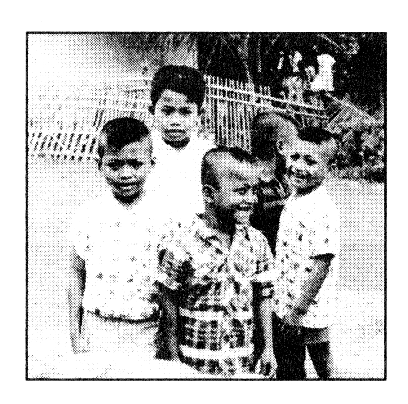
Eines Tages sagte die Mutter zu si Aji Gora, er solle frisch gefärbtes rotes und schwarzes Garn über eine Stange hängen, aber so, dass die beiden sich nicht berührten. Si Aji Gora ging sorgfältig ans Werk. Zuerst suchte er den Mittelpunkt der Stange und band dort einen Faden an, der die Grenze zwischen den beiden Farben markierte. Der Vater schaute ihm interessiert zu und dachte dann: Aus diesen beiden Teilen lasse ich zwei neue Buchstaben entstehen, *ga* und *la* (Batak Toba *gala* = Stange).

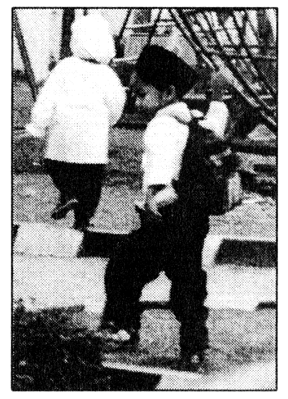
Eines Tages besuchte Datu Aji Bolak seinen Schwager und sollte Reis mitnehmen. Der Reis ging in zwei ziemlich kleine Säcke. Weil der Weg weit war, wollte Datu Aji Bolak den Reis selber tragen (sonst trägt ihn die Frau). Er be-

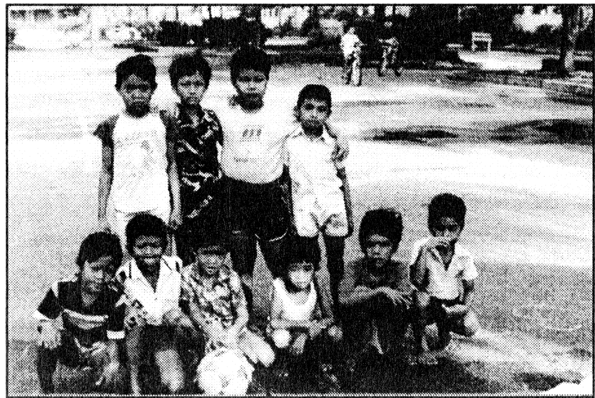
fahl dem Sohn, eine Tragstange zu finden und die Säcke an beiden Enden zu befestigen. Sehr verblüfft sah er dann, was der Sohn gemacht hatte, und sagte *Ba, ba, ba*! (So sagen Batak, wenn sie erstaunt sind.) Die Tragstange war zu kurz, so hatte si Aji Gora die Reissäcke nicht an den Enden, sondern zur Mitte angebunden, so dass kein Platz mehr für die Schulter war, sie zu tragen. Erst wollte der Vater böse werden, doch dann dachte er: Das ist ein schönes Zeichen für einen Buchstaben, eine Tragstange, zwei volle Säcke, und ich sage *ba*; also soll der Buchstabe *ba* heissen.

Und so ging es weiter, Datu Aji Bolak beobachtete die Handlungen seines Sohnes mit Interesse, und die Erfindungsgabe von si Aji Gora liess den Vater seinerseits erfinderisch werden und immer neue Formen mit Lauten zusammenbringen. Nach und nach erfand das Team von Vater und Sohn alle Silben der Batak-Schrift. Schliesslich brauchte si Aji Gora drei Tage, um fliessend lesen zu lernen; als der Vater ihm den Satz *Horas tondi madingin, pir tondi matogu* (Möge die Seele sich wohl und frisch fühlen, stark und fest sei die Seele) auf Baumrinde schrieb, und der Sohn ihn dann lesen konnte, sagte der Vater glücklich: "Du bist wirklich deines Vaters Sohn."

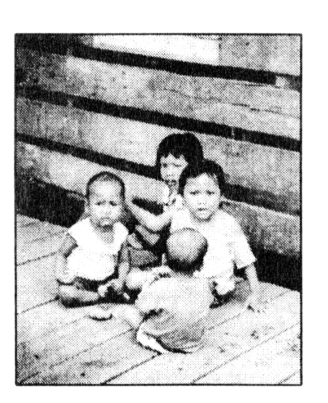
(Übersetzung und Zusammenfassung: Helga Blazy)











Helga Blazy

Jugendliche und Drogen in der Literatur

Offiziell gibt es kein Drogenproblem in Indonesien. Was in der Literatur geschrieben wurde zu Drogenproblemen, gehört längst der Vergangenheit an, hört man. Anfang des Jahrhunderts rauchte manch einer Opium, und damals wurde auch *ganja* geraucht. In der Tat, 1918 erschien der Roman von Merari Siregar *Cerita Si Jamin dan si Johan*, der Opium anstelle von Alkohol setzt und die Szene von Amsterdam nach Jakarta verlegte. Mochtar Lubis und Putu Wijaya lassen in den 60er Jahren ihre Protagonisten von Romanen dem Alkohol zusprechen, wenn sie sich unsicher fühlen, und Mangunwijaya porträtiert einen Sohn der Familie in *Burung-burung rantau* als Drogenabhängigen. Bei Matu Mona hatte in einer Kurzgeschichte (1949) die Droge Alkohol noch die Funktion, magische Kraft zu erlangen in Erinnerung an die indischen Mythen: Amrita, den Trank der Unsterblichkeit, und den Kampf um Vasishta und seine Kuh Nandini. deren Milch 10 000 Jahre Jugend verhiess, waren belegt von gestohlenem Glück.

1975 schrieb Umar Kayam als erster eine Geschichte von einem 15-jährigen Mädchen, das verwahrlost; er verlegte sie in die USA. Mochtar Lubis veröffentlichte 1983 eine Kurzgeschichte über eine alkoholabhängige Indo-Frau, die ihren Erinnerungen nicht entfliehen kann, auch wenn ihre Tochter liebevoll für sie sorgt. Safira weiss nicht, ob sie zum Osten oder zum Westen gehört und stirbt daran, sich überhaupt niemandem zugehörig fühlen zu können.

1987 erschien dann eine Kurzgeschichtensammlung in Indonesien mit dem Titel *Rumah tanpa cinta* (Haus ohne Liebe), die die Drogenprobleme der jungen Generation verständlich für Eltern und Kinder zu schildern versuchte. Die zwölf Geschichten der Sammlung wurden von zumeist etablierten Autorinnen von Trivialromanen oder Frauenzeitschriften für den Indonesischen Frauen-Kongress 1984 geschrieben. Offenbar gab es doch ein Drogenproblem in Indonesien, aber die Geschichten erklären auch, warum niemand es wahrnehmen will. Die Geschichten betreffen fast alle Familien des gehobenen Mittelstandes, die nach aussen hin alles haben und mehr von Scham und der Neigung zum Verbergen von internem Dissenz getragen werden denn von Selbstzweifeln.

Eine Reihe der Geschichten ist einlinig: Ein einsamer Jugendlicher wird zu Drogen verführt und gerettet durch Zuneigung von Freunden oder der Familie. Weitere Geschichten geben Einblick in familiäre Abhängigkeiten, die das Kind nur weitertragen und mit einer Drogenabhängigkeit austragen kann. So die Geschichte von Meniek (Autorin: Titiek W.S.), die von klein an von ihrer Mutter in Abhängigkeit gehalten wurde und von dieser wie eine Droge gebraucht wurde. Meniek durfte nie eigene Freunde haben, und als sie sich verliebte, zerstörte die Mutter diese Beziehung. Der elterliche Konflikt wird in der Geschichte nicht deutlich entfaltet; gesagt wird, dass Meniek das erste Kind einer bei der Geburt 40jährigen Mutter ist, und angedeutet wird, dass ein permanenter untergründiger Kampf zwischen den Eltern schwelt. Nachdem die Mutter ihr die Liebesbeziehung zerstört hat, realisiert Meniek, dass sie nie als Individuum wahrgenommen wurde, sondern als Verlängerung von Mutters Wünschen. Meniek kann sich gegen diese Mutter nicht offen wehren, sie beginnt, sie zu hassen und verliert damit ihr letztes Liebesobjekt; so beginnt sie, alle möglichen Drogen als Ersatz zu nehmen. Nur auf diese Weise kann sie deutlich machen, wie sehr sie sich tödlich gefangen fühlt, zugleich will sie sich dem unterwerfen. Erst als sie fast an den Drogen stirbt, bringt sie die Eltern dazu, sich zusammenzusetzen und den jungen Mann, den die Mutter ihrer Tochter unwert hielt, zu Hilfe zu rufen, um Menieks Leben zu retten.

In einer anderen Geschichte (Autorin Titie Said) erfährt eine Mutter von einer Lehrerin, dass ihre 17jährige Tochter drogenabhängig ist. Die Mutter, eine Karrierefrau, glaubt es nicht, bis die Tochter Rara ins Krankenhaus eingeliefert werden muss. In diesem Prozess der Desillusionierung wird der Mutter eigene Geschichte aufgerollt. Die Lehrerin war kurze Zeit die Frau des Mannes, den Raras Mutter eigentlich heiraten wollte. Dieser Mann ist der Psychiater, der ihre Tochter im Krankenhaus behandelt. Rara hatte immer Angst, alleingelassen zu werden und von klein an spürte sie, dass ihre Mutter ein Geheimnis hatte und sie über ihren Vater belog. So konnte sie sich auch nie sicher über ihre Mutter fühlen. Rara hatte ihrerseits ein Geheimnis über Nacktfotos und fürchtete deren Veröffentlichung in der Schule oder bei der Mutter. Die Akkumulation der Geheimnisse war ihr unerträglich; sie wurde verführbar für Fluchtwege, und ihr Fluchtweg waren die Drogen. Mutters Fluchtweg war die Arbeit und die Vernachlässigung der Tochter. Denn Raras Vater hatte sie betrogen und verlassen, war zum Polizistenmörder geworden und über Jahre im Gefängnis. Die Mutter fürchtete die Scham, mit einem solchen Mann liiert gewesen zu sein, der zudem eines Tages wiederkehren könnte. Die Tochter fürchtete die Scham der Veröffentlichung der Nacktheit. Mutters Geheimnis

formte der Tochter Geheimnis. Da Mutter aber offiziell gar kein Geheimnis hatte, konnte die Tochter nur an dem doppelten Geheimnis zugrunde gehen. Wenn Eltern eine Rache aus der Vergangenheit fürchten, kommt sie aus der Zukunft.

Nina hat zuviele Drogen genommen und liegt im Koma. Die Eltern, die zuvor sich vielleicht nur zur Zeugung trafen und seither eigene Wege gehen, treffen sich an ihrem Bett. Nina hatte entdeckt, dass ihre Mutter immer noch einen Mann von vor ihrer Ehe liebte und wurde verzweifelt darüber, dass ihr Freund andere Freundinnen mehr lieben könnte als sie. Sie wollte die Zwiespältigkeit ihres Seins nicht mehr ertragen und griff exzessiv zu Drogen.

In mancher Weise bringen in diesen Geschichten die Kinder mit ihrem Symptom der Drogenabhängigkeit die für ihr eigenes Leben weitreichenden Abhängigkeiten ihrer Eltern zum Ausdruck. Sie fühlen sich gefangen in einer *doublebind situation*, die nicht ihre, aber auch ihre ist. Ein Elternteil sagt: Sei so, wie ich dich wünsche als mein Erfolg und sagt zugleich, sei so, wie ich dich brauche, um mich zu erlösen. Die doppelte Botschaft kann das zuvor schon belastete Kind nicht lösen.

Wie wir sehen, sind diese Geschichten nicht nur plakativ und vordergründig rührselig, sie halten vielmehr Momente des indonesischen Mittelstandes fest, der seinerseits wohl in *doublebind situations* gefangen ist und sie unmittelbar an die Kinder weitergibt. Die Eltern verbergen die als schamvoll empfundenen Ereignisse ihrer Vergangenheit, die Kinder müssen sie wie aus einem inneren Zwang heraus offenbaren in ihrer Weise. Geheimnisse in der Familie werden immer offenbar. Das ist nicht spezifisch indonesisch, sondern ubiquitär. Aber diese Geschichten zeugen noch vom Wissen um die tradierten Familienwerte, nun nicht mehr eingebunden in mehrere Generationen, sondern gebündelt in Eltern-Kind-Geheimnisse. Doch wir wissen (s. Laboya), dass indonesische Völker seit jeher Probleme von Eltern und Kindern zurückführen auf geheimgehaltene Übertretungen bei den Ahnen, sei es, dass deshalb in einer jungen Ehe kein Kind gezeugt werden kann, sei es dass es Probleme in der Beziehung zueinander gibt.

Hans Budzyn

Das Bambus-Orchester von Pak Palandongan



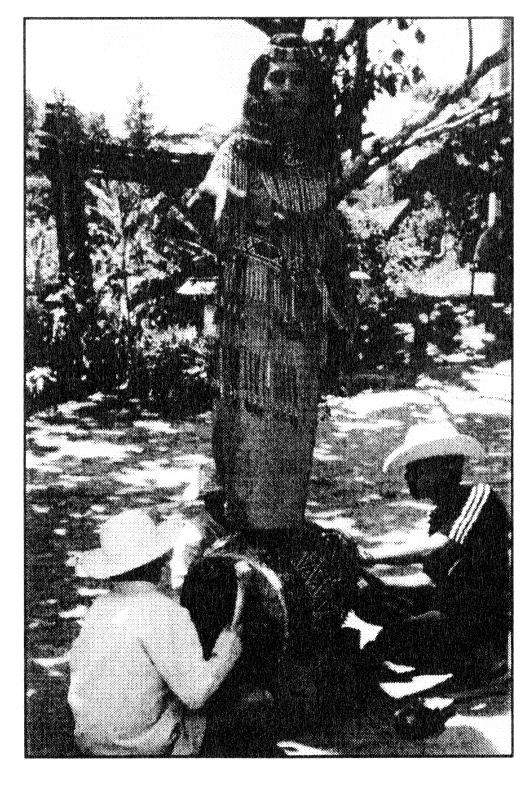
Manch einer wird nach einem Besuch der Saadan-Toraja ein einzigartiges akustisches Erlebnis in Erinnerung behalten: Den orgelartigen Klang des "*Orkes Bambu*", dessen Pfeifen von einer Kinderschar geblasen werden. Die Initiative hierzu ging vor etwa 15 Jahren von dem Lehrer Pak Palandongan in Tongko (Kec. Sanggalla) gegenüber dem *Rante* von Buntu Kalando aus. Um die Musikalität seiner Schüler zu wecken, entwarf er (oder übernahm er nur - das sei dahingestellt) orgelartige Pfeifen aus Bambus, die je einen Ton abgeben. Diese Pfeifen werden auf die Schulklasse verteilt und jeder Schüler hat nun "seinen Ton", den er nach Anweisung spielen, d.h. in den Melodiebogen einblenden muß. Mit rund 20 Schülern ist somit eine "Orgel" von 2 Oktaven Umfang ga-

rantiert und gängige Lieder lassen sich mühelos spielen bzw. akkordieren. Man übt zunächst - wie auch sonst im indonesischem Musikunterricht - mit Hilfe der Schultafel, auf der die Noten in Zahlen (seltener in Buchstaben oder in Silben) angegeben sind. Jeder Spieler kennt seine Zahl; zeigt sie der Lehrer auf der Tafel, muß er den Ton blasen. Nach einiger Übung gelingt das Zusammenspiel und die pointillistische Klangzusammensetzung ist überraschend flüssig; der warme volle Ton der Bambuspfeifen wirkt ungemein anheimelnd. Die Methode ist sehr kindgemäß, denn außer auf den Einsatz ist auf keine weitere Phrasierung zu achten. Kein Wunder, daß selbst 5-Jährige an dem Spiel mitmachen können und Freude daran haben. Älteren Schülern ist dieses wahrhaftig monotone Akkordieren dann doch zu simpel; sie dürfen die eigentliche Melodie spielen, gewöhnlich auf einer Bambus-Querflöte. Damit aber keine allzu vertrackten Rhythmen den Kindern in die Quere kommen, werden die Lieder auf eine Art Vierertakt umfrisiert. Sie geraten so zwar zu einem rhythmischen Einerlei, bei dem "Burung Kakatua", "Muß i denn zum Städele hinaus", "Frère Jacques", "Hallo Hallo Bandung" u.a. mehr sich merkwürdig ähneln, bleiben aber noch für den allerjüngsten Orgelpfeifenbläser spielbar.

Pak Palandongan hatte so großen Erfolg, daß ihm schon zweimal Preise verliehen wurden. Das weckte Neid. Inzwischen hat ein weiterer Lehrer, Pak Marten, ebenfalls ein "*Orkes Bambu*" gegründet. Da sein Haus neben dem von Pak Palandongan liegt, kann es passieren, daß beide Orchester gleichzweitig zu hören sind. Denn das Spielen ist längst nicht mehr nur Musikunterricht, sondern Unterhaltung für Gäste, sprich: vor allem Touristen, geworden. Die Lehrer fahren mit ihren Motorrädern die Hotels oder die Besichtigungsstätten ab, lauern dort sozusagen den Gruppen auf und laden sie ein. Sie dürfen kein Geld nehmen, aber eine Spende - meist aus Rührung für so viel Engagement schon der Kleinsten eine recht ansehnliche - ist sicher. Zudem kann man die Bambuspfeifen und Bambusquerflöten leicht herstellen und als dankbare Souvenirs an die Gäste verkaufen. Das Geld wird für Schulbücher, Schulkleidung, auch die Kostüme der Musiker und Tänzerinnen verwandt. Tänzerinnen? Ja, zu jeder Vorführung gehört auch etwas klassisches Toraja-Repertoire wie der Mädchentanz Magello. Schließlich kostet auch das Material für die Instrumente etwas.

In den Anfängen machte Pak Palandongan die Vorführung im klassischen Rahmen: zwischen den Steinen des *rante* von Buntu Kalando. Offenbar auf Proteste der ehemaligen Raja-Familie hin, der dieser *rante* gehört, darf dort heute nicht mehr gespielt werden. Allerdings ist der *rante* heute entstellt: die Volksschule ist in das Gelände hineingebaut worden, so daß der einst so festliche Rahmen nicht mehr existiert. Die Familie wiederum hat sich den Erfolg des "*Orkes Bambu*" bei Gästen inzwischen auch zunutze gemacht, indem sie ihrerseits ein Orchester aus Kindern zusammenstellte, vor ihrem Haus einen Platz für das Spiel aussparte und gleichzeitig das Haus einiger Erbstücke wegen als

"Museum" deklariert. Man hoffte, damit den Lehrern Konkurrenz machen zu können. Wer auch immer seine Schüler und Kinder spielen läßt, eine Tasse Toraja-Kaffee und Toraja-Gebäck lockern den Rahmen noch mehr auf. Inzwischen haben aber die Hotels die Zugnummer "*Orkes Bambu*" entdeckt.



Während die Gäste noch über dem in *pamerasan* getauchten pechschwarzen Schweinebraten rätseln, ob dieser nun verkohlt ist oder nicht, mühen sich mit hungrigen Augen Erst- und Zweitklässler ab, ihre ganze Atemreserve in Bambusröhren zu pusten, die teilweise größer sind als sie selbst. So sehr ist die einstige Übung zur Unterhaltung geworden. Der nächste Schritt wäre ein professionelles "*Orkes Bambu*" mit vielleicht mehr rhythmischem Wechsel, aber sicher auch weniger freigesetzten Sympathien. Pak Palandongan hat aber einen kindgemäßeren Weg gefunden. Er läßt einen seiner Kleinsten (4 oder 5 Jahre) als Dirigenten fungieren. Das sollte mal einer sehen, wie solch ein hauseigener Kleinstkarajan mit den Fäusten den Takt nicht schlägt, sondern in die Luft boxt. Gut daß seine Spielgefährten alles vorher so genau geübt haben. Dieses Bild und dieser Klang dazu, da ist schon manches steinharte Herz in Rührung zerflossen.

Rüdiger Siebert

Suhartos explosives Erbe - Indonesien unter den Trümmern der "Neuen Ordnung"

Mit Suhartos Rücktritt ging eine Ära zu Ende. Doch wer da hoffte, damit sei der politische und wirtschaftliche Befreiungsschlag bereits geschafft, sieht sich zunehmend enttäuscht und beunruhigt. Niemand vermag gegenwärtig zu sagen, ob ein friedlicher Neubeginn mit parlamentarischen Spielregeln gelingen wird, oder ob das Land in Anarchie und Chaos versinkt. Indonesien steht wieder einmal an einem Scheideweg seiner Geschichte. Zur Hinterlassenschaft des Suharto-Regimes gehört ein explosives Gemisch aus dramatisch zunehmender Verarmung ganz unten und Streitigkeiten um die Machtfolge ganz oben, gehört aber auch die Herrschaft der Militärs.

Fast jeden Tag werden in Indonesien neue Fälle von Menschenrechtsverletzung, Unterdrückung, Vertuschung von brutalem Vorgehen der Armee während der Suharto-Ära bekannt: in Nordsumatra (Aceh) Massengräber - die indonesische Presse gebraucht das von Kambodscha her berüchtigte Wort "Killing Fields" -, politische Morde in Irian Jaya und Ost-Timor. An den Massenvergewaltigungen im Mai 1998 waren Soldaten beteiligt - offenkundig organisiert und in befohlener Aktion. Immerhin, was in früheren Jahren tabuisiert wurde, wird nun beim Namen genannt. Ein tiefgreifender politischer Wandel läßt sich zwar noch nicht erkennen, aber die öffentliche Diskussion hat eine Qualität erreicht, die die Gesellschaft verändern wird.

Ungeklärte Fälle verlangen dringend nach Aufklärung. Indonesische Menschenrechts-Organisationen vermuten, daß in Aceh etwa 2.000 Leichen an vom Militär geheimgehaltenen Plätzen vergraben wurden; anonym und in tiefer Verachtung ihrer Opfer. Unter ihnen waren Widerstandskämpfer, die für ein freies Aceh - "Aceh Merdeka" - in den Untergrund gingen, und Sympathisanten, die diese Bewegung in den 80er Jahren unterstützten. Unter den Toten sind aber mit großer Wahrscheinlichkeit auch völlig unbeteiligte Menschen, die in das Abschlachten der Armee gerieten.

Seit der Eingliederung Acehs in den modernen indonesischen Staatsverband regte sich Widerstand gegen die Gängelung, die nach 1950 nicht mehr von den Holländern betrieben wurde, sondern von Jakarta und der von dort zentralistisch geführten Republik ausgeht. Jakarta ist 1.700 Kilometer entfernt von Banda Aceh. Der von Jakarta mit militärischer Unterdrückung erhobene Anspruch, die gesamtindonesische Entwicklung zu bestimmen, alle Schlüsselpositionen mit Javanern zu besetzen und darüber zu befinden, wer von den natürlichen Reichtümern profitiert - beispielsweise den immensen Gasvorkommen in Acehs Region Lhokseumawe -, stieß und stößt in Aceh auf Widerspruch, der sich historisch versteht.

Der Ruf nach islamisch begründeter Autonomie ist nie verstummt. In den 70er Jahren machte ein gewisser Hasan di Tiro weit über Acehs Grenzen hinaus von sich und seiner "Sumatra Liberation Front of Aceh-Sumatra" von sich reden. Unter dem Namen "*Gerakan Aceh Merdeka*", Bewegung zur Freiheit Acehs, formierte sich eine Untergrundbewegung, die in den vergangenen Jahren von der indonesischen Armee niedergemacht wurde. Viele der überlebenden Guerillas sind ins benachbarte Malaysia geflüchtet.

Fünf australische Journalisten waren im Oktober 1975 zur Zeit der indonesischen Invasion in Ost-Timor ums Leben gekommen. Einige Wochen danach starb ein sechster ausländischer Korrespondent in der Region. Die Internationale Juristenkommission (ICJ) wiederholte jüngst den bereits damals erhobenen Vorwurf, die Journalisten seien von der indonesischen Armee getötet worden. Die höchsten Militärs verweigerten stets eine Untersuchung.

Was die indonesische Besatzungsmacht seither in Ost-Timor unter der Bevölkerung an Menschenrechtsverletzung verübte, wird vermutlich kaum mehr geklärt werden. Auch dies geschah weitgehend unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Erst die Verleihung des Friedensnobelpreises an Bischof Carlos Belo und den Menschenrechts-Aktivisten Jose Ramos-Horta lenkte 1996 das Interesse der Weltöffentlichkeit auf diese Tragödie, deren Ende noch immer nicht absehbar ist.

Vor wenigen Wochen, am 4. und 5. August, trafen sich der indonesische und der portugiesische Außenminister in New York am Sitz der Vereinten Nationen, um über die Zukunft der Inselhälfte und ihrer 800.000 Bewohner zu verhandeln. Ali Alatas und Jaime Gama kamen unter neuen Vorzeichen zusammen. Suharto-Nachfolger Habibie signalisiert die Bereitschaft, zu einer Lösung des Problems kommen zu wollen. Der Abzug von einigen hundert Soldaten aus Ost-Timor wird von Jakarta als Zeichen des guten Willens propagiert. Weitere Verhandlungen unter dem Schirm der UN sollen stattfinden.

Mißtrauen bleibt indes weiterhin angesagt. Denn eines ist klar. Die Menschen Ost-Timors werden auch in absehbarer Zukunft nicht befragt, unter

welchen politischen Verhältnissen sie leben wollen. Seit den kolonialen Zeiten entscheiden stets andere Mächte über die Köpfe der Timoresen hinweg. Erst die Portugiesen, die im 16. Jahrhundert mit Kreuz und Kanonen gekommen waren, dann - nach dem Zusammenbruch des lusitanischen Weltreichs - besetzten 1975 indonesische Truppen die östliche Inselhälfte, und Suharto erklärte sie 1976 zur 27. Provinz Indonesiens. Die soll es auch bleiben. Habibie lehnt ein Referendum ab. Seine Vorschläge heißen: Begrenzte Autonomie der Provinz, wenn im Gegenzug Portugal, das völkerrechtlich noch immer für Ost-Timor verantwortlich ist, eben diese Zuständigkeit aufgibt und ein vertraglicher Schlußstrich unter das unsägliche Kapitel postkolonialer Ungerechtigkeit gezogen wird. Das könnte ein weiterer Kuhhandel werden, der wieder einmal die tatsächlichen Interessen der Timoresen ignoriert.

In Ost-Timor sind während der vergangenen zwei Jahrzehnte Fakten geschaffen worden, die die Inselhälfte gründlich verändert haben. Die Wirtschaft, das Bildungswesen, die Infrastruktur sind ganz nach den Maßstäben Jakartas ausgerichtet worden. Durch gezielte Umsiedlung aus anderen Landesteilen und durch die Zuwanderung von Java und Sulawesi ist Ost-Timor zur Vielvölker-Provinz geworden, in der die Timoresen nur noch ein Teil der Bevölkerung sind. Das Geschäftsleben wird weitghehend von Nicht-Timoresen bestimmt.

Eine Klärung der Verhältnisse ist überfällig. Jakarta steht unter Zugzwang. Angesichts der bankrotten Staatskasse sind die Kosten der Truppen in Ost-Timor schließlich zu teuer geworden. Ein Grund für den Abzug, der bislang freilich eher kosmetische Züge trägt, als daß er wirklich die beginnende Entmilitarisierung einleiten würde. Jakarta ist zur Lockerung seines Griffes in Ost-Timor bereit, aber nur unter der Bedingung, weiterhin das Sagen zu haben. Wenn Habibie einräumt, in Ost-Timors Hauptstadt Dili könnte sich ein regionales Parlament etablieren und über die internen Geschicke der Provinz selbst entscheiden, so klingt das erfreulich, sagt indes nicht viel über die Möglichkeit solcher Teilautonomie aus.

Das Problem Ost-Timor ist im gesamtindonesischen Zusammenhang zu sehen. Gemeinsamkeiten mit Acehs Schicksal sind offenkundig. Bisher wird jede der 27 Provinzen zentralistisch von Jakarta aus bevormundet und daran gehindert, regionalpolitische Eigenständigkeit zu entfalten. Das jeweilige Wirtschaftspotential und natürliche Ressourcen werden nach den Interessen Jakartas genutzt. Das übervölkerte Java, wo zwei Drittel der mehr als 200 Millionen Indonesier leben, und die Elite in Jakarta profitieren vom Reichtum der sogenannten Außeninseln. Das ist Tradition seit der holländischen Kolonialzeit. Die Reform des Staatswesens hin zu einem föderativen Aufbau der Verwaltung autonomer Provinzen gilt als Herausforderung für das nächste Jahrtausend. Eine solche Neugestaltung der Republik Indonesien wird im Lande selbst diskutiert. Doch nichts deutet darauf hin, daß eine entsprechende Weichenstellung erfolgt, weil Jakarta den Machtverlust und den Zugriff auf Pfründe fürchtet.

Aceh, Irian Jaya, Ost-Timor sind die spektakulärsten Schauplätze, auf denen sich das andere Gesicht des Präsidenten Suharto zeigte: die brutale Seite seines Regimes, das lange Zeit vom Ausland, auch von der deutschen Regierung, hochgelobt worden war, weil die Wirtschaft florierte und Suharto stets als lächelnder, netter Javaner auftrat, der selbst nie ein lautes Wort sagte.

Die Verfolgung kritischer Geister im Lande, die Knebelung der Presse, die Ermordung von Gewerkschaftsführern, die alltägliche Einschüchterung, die Entpolitisierung der Gesellschaft und deren Militarisierung bildeten Hintergrund und Fundament jener Politik, die die "Neue Ordnung" genannt wurde. Mit Suhartos Sturz im Mai 1998 ging sie formal zu Ende; der Zusammenbruch war von Gewalt gekennzeichnet: Plünderungen, 1.200 Tote und von der Armee inszenierte Massenvergewaltigungen an vornehmlich chinesisch-stämmigen Frauen und Mädchen.

Nun ist vor allem die Armeeführung um Schadensbegrenzung bemüht. Generalstabschef und Verteidigungsminister Wiranto hat sich ebenso wie Suharto-Nachfolger Habibie für Greueltaten der Militärs öffentlich entschuldigt. Ein erstes prominentes Opfer der nun entbrannten Machtkämpfe innerhalb der Armee wurde Generalleutnant Prabowo Subianto: Entlassung wegen Menschenrechtsverletzungen. Dem Schwiegersohn des Ex-Präsidenten Suharto und Emporkömmling seiner Gnaden werden Entführung und Folterung von Menschenrechts-Aktivisten zur Last gelegt. Die von ihm befehligte Sondertruppe "Kopassus" soll Hunderte von Zivilisten ermordet haben. Doch Prabowo ist eben kein Einzeltäter gewesen.

Das Militär, in populärer Abkürzung ABRI genannt, war das skrupellos eingesetzte Instrument zur Durchsetzung der Interessen Suhartos, der Geschäfte des Suharto-Clans und seiner Gefolgsleute in Indonesien und in aller Welt. Suharto war selbst General; und noch Ende 1997 ehrten ihn seine Waffenbrüder mit einem unüblichen fünften Generals-Stern. ABRI begründete Suhartos Aufstieg und stützte seine Alleinherrschaft mit allen Mitteln brutaler Machterhaltung. Es wird ein langer Prozeß der inneren Selbstreinigung werden, ehe von einem wirklichen Neuanfang der politischen Ordnung in Indonesien gesprochen werden kann. Noch ist offen, ob dieser Neuanfang von den Herren in Uniform überhaupt gewollt wird. Der Machtkampf innerhalb der Streitkräfte ist noch nicht entschieden.

Noch nie ist das Militär Indonesiens so sehr in die Schußlinie öffentlicher Kritik geraten wie gegenwärtig. In den höchsten Rängen wird um das schwer angeschlagene Ansehen der ABRI gekämpft. Einen Etappensieg im Krieg der Generals-Sterne kann Wiranto für sich und seine Heerscharen verbuchen; doch

es ist noch lange nicht ausgemacht, welche Fraktionen sich innerhalb der Armee letztlich behaupten werden: die Reformer, die politisches Neuland betreten, oder die Hardliner, die mit ihren über Jahrzehnte berüchtigten Methoden von Draufschlagen und Vertuschen die Politik bestimmten.

Prabowo, übrigens auch in Deutschland ausgebildet, gehörte zu den besonders rücksichtslosen und brutalen Spitzensoldaten, ganz und gar Erfüllungsgehilfe Suhartos. Wenn die Armee mit seinem Rausschmiß den Eindruck von Selbstreinigung und Bestrafung einiger schwarzer Schafe erwecken will, trifft diese Aktion nicht den Kern des Problems. Prabowos Fall (im doppelten Sinne) ist nicht loszulösen von der Rolle, die die Armee Jahrzehnte lang unangefochten gespielt hat. Seine Methoden waren nicht die Ausnahme, sondern die Regel. ABRI verkörperte - und verkörpert noch immer - alle Macht im Staate.

Nach dem erzwungenen Rücktritt Suhartos am 21. Mai 1998 sehen sich die Militärs mit der Herausforderung konfrontiert, die eigene Position im Staate neu zu definieren. Die Generäle berufen sich auf das Prinzip der Doppelfunktion, als *dwi-fungsi* bezeichnet: nämlich sowohl für die Politik und soziale Wohlfahrt des Staates zuständig zu sein, als auch die militärische Rolle auszufüllen. Mit dem *dwi-fungsi*-Anspruch war und ist ABRI in allen Bereichen des Staates präsent. Dieser Machtmißbrauch hat wesentlich zur Militarisierung der indonesischen Gesellschaft und zu deren Entpolitisierung beigetragen.

Dieses Konzept ist nicht mehr zeitgemäß. Das politische und ökonomische Trümmerfeld, das Suharto hinterließ, kann nur entrümpelt werden, wenn sich Indonesien hin zu einer zivilen Gesellschaft entwickelt. Der Zivilist Habibie, der die Präsidentschaft vom Vorgänger auf dessen Weisung hin übernahm, hat dies vermutlich längst verstanden. Doch Habibies Position ist zu schwach, um den Militärs Paroli bieten zu können. Sein Dienst am sich verändernden Indonesien könnte bestenfalls darin bestehen, den Weg zu demokratischen Wahlen zu ebnen. Die politische Willensbildung braucht neue Strukturen der Auseinandersetzung. Befehl und Gehorsam sind dabei keine brauchbaren Instrumente. Gefragt sind nun die Zivilisten: die Politiker, denen drei Jahrzehnte lang die Mitsprache vorenthalten wurde; die Religionsführer, die Gewerkschaftsvertreter, die Mitarbeiter der Nicht-Regierungsorganisationen, die Wirtschaftsfachleute, die Experten ohne Uniform, die Bürger, die für unmündig erklärt worden waren. Mehr als 60 politische Parteien sind in diesen Wochen gegründet worden. Sie haben die Herausforderung angenommen, eine zivile Gesellschaft in Indonesien aufzubauen. Sie machen gerade die ersten Schritte auf dem langen, steinigen Weg der Demokratisierung.

Eine der neuen Formationen heißt PAN (*Partai Amanat Nasional*), die Partei des nationalen Mandats/Auftrages. Mit dieser Partei, die Ende August 1998 in Jakarta Premiere hatte, stellt sich Muslimführer Amien Rais an die Spitze einer politischen Bewegung, die einen Neuanfang mit Wahlen wagen will. Noch

ist offen, ob mit solcher Beteiligung die restaurativen Kräfte zurückgedrängt werden können. Unklar ist, wie die Militärs diese Herausforderung annehmen. Kampflos wird sich das mächtige Militär nicht in die Kasernen zurückdrängen lassen. Es geht ja nicht bloß um Macht oder gar um Ehre; es geht vielmehr um lukrative Pfründe; es geht um Seilschaften, Kumpanei, Vetternwirtschaft.

Habibie ließ sich die Zusage für Neuwahlen des Parlamentes abtrotzen, die möglicherweise im Mai 1999 stattfinden werden. Manches ist lockerer, offener geworden seit dem Mai 1998. Politische Gefangene wurden freigelassen. Die Zeitungen nutzen mit kritischer Berichterstattung ungewohnte neue Freiräume. Erstaunlich, wie sich auch in Indonesien die Gattung der Wendehälse über Nacht ausbreitete. Politiker, Militärs, Diplomaten, beamtete Journalisten, die gestern noch das gesamte System in höchsten Tönen lobten und verteidigten, bekennen sich plötzlich zu Reformen und geben vor, die Demokratie entdeckt zu haben. Bei solchen Bekundungen ist Vorsicht geboten. Javas feudalistisches Erbe, das in Suharto den letzten allgewaltigen Repräsentanten gefunden hatte, vergeht nicht in wenigen Monaten.

Die städtische Oberschicht, die neben dem Militär auch von einem System à la Suharto profitierte, gibt ihre Pfründe nicht freiwillig auf. Es waren und sind ja nicht nur die Suharto-Kinder und deren Kinder, die krakenhaft in allen Bereichen lukrativen Geschäfts mitmischten. Das Netz der guten Verbindungen - in Indonesien *koneksi* genannt - überdeckt den ganzen Archipel: Söhne und Töchter von hohen Militärs, Beamten und Politikern sind auf regionaler und lokaler Ebene genauso in Handel und Bodenspekulation verwickelt wie der Clan ganz oben. Von einem reinigenden Besen reformatorischer Politik kann bisher keine Rede sein. Habibie versucht, Zeit zu gewinnnen und bleibt ganz im Zwielicht des Schattenspiels, das der Diktator Suharto raffiniert beherrschte. Doch dieser Art der Machtausübung wird mehr und mehr der Boden entzogen.

Im Mai 1998 brachten die protestierenden Studenten mit dem Ruf nach Demokratie das marode System ins Wanken aber nicht zum Einsturz. Oppositionelle Gruppen und Organisationen schlossen sich in der Forderung nach Suhartos Rücktritt zusammen, ohne klare Konzepte zu haben, wie es danach politisch weitergehen sollte. Zersplitterung und Konfusion kennzeichnen die gegenwärtige Szene. Dabei wird die Zeit für das politische Kräftespiel immer knapper. Wirtschaftliche Probleme lasten von Tag zu Tag schwerer auf den Massen Indonesiens.

Zunehmend übertönt der Ruf nach Reis den Ruf nach Demokratie. Vor Jahren ließ sich die Suharto-Regierung feiern, weil der Inselstaat bei der Reisproduktion zum Selbstversorger geworden war. Auch das ist längst Geschichte. Die staatlichen Vorratslager sind ziemlich leer. Die Versorgung, weitgehend in Händen der verfemten chinesisch-stämmigen Kaufleute, ist vielerorts zu-

sammengebrochen. Die Landeswährung Rupiah verliert weiter an Wert. Die Preise steigen rapide. Die Zahl der Arbeitslosen wächst. Menschen gehen protestierend und plündernd auf die Straßen. Da braut sich ein Konfliktpotential zusammen, das wiederum die einzig landesweit operierende Ordnungsmacht in Alarm versetzt: die Armee und die ihr unterstellte Polizei. Mit Gewalt können die hungernden Menschen in Schach gehalten werden. Mit Gewalt aber lassen sich die Probleme nicht lösen.

Internationale Hilfe ist erforderlich. Doch niemand vermag zu sagen, wer und welche Institution im gegenwärtigen Indonesien eine solche Hilfe solide zum Wohle der Bevölkerungsmehrheit umsetzen kann. Da Macht bislang personifiziert und nicht institutionalisiert war, fehlen verläßliche, erprobte Strukturen für einen wirklichen Führungswechsel. Das Land wird von einem alle Bereiche durchdringenden Autoritätsverlust erschüttert. Indonesien ist in eine hochbrisante Zeit des Übergangs geraten. Wenn es nicht gelingt, in absehbarer Zukunft die Wirtschaft zu stabilisieren und die Grundversorgung der Menschen zu gewährleisten, gerät Indonesien in einen Strudel von Revolten und Aufständen unkalkulierbarer Dimension.

Und fast jeden Tag werden weitere Leichen in den Trümmern der "Neuen Ordnung" gefunden... (*Gekürzt übernommen aus: Blätter für deutsche und internationale Politik, 10/98*)

Karl Mertes

Bona Ni Ogung - Batak-Musik auf Tour

Das *gondang* ertönte in Köln! Aus Anlaß der 35. Geburtstagsfeier des Indonesienprogramms der Deutschen Welle war von der Agentur Kultur Kontakt eine außergewöhnliche Tournee organisiert worden: Am Festabend, dem 30. September 1998, spielte im Großen Sendesaal am Raderberg ein Batak-Ensemble auf. Neben gutgemeinten Reden und einem umfangreichen indonesischen Basar im Foyer stand die Batakmusik im Mittelpunkt.

Bona Ni Ogung - mit *Der Baum des Lebens* übersetzt - betitelt Jeffar Lumban Gaol das Hauptstück des Konzerts. Von einem langen Flötensolo eingestimmt, wird der Zuhörer durch einen anschließenden monotonen Gesang in Form eines Mantra in den Bann gezogen; zu der Sängerin gesellt sich ein maskenbewertes Ungeheuer und beide verständigen sich schließlich tanzend miteinander.

Derweil setzen die anderen Instrumente ein - die kleine Zupfgitarre, die Flöten und die Gongs sowie die Trommeln, eben ein komplettes *gondang*-Orchester. Rhythmus und Intensität steigern sich und erfüllen den Raum. Die Komposition ist eine Zusammenführung traditioneller Instrumente und Melodien mit neuen kontrapunktischen Klängen. Es folgen fünf weitere Stücke, die leichter, lustiger aber auch melancholischer sind.

Der Beifall und Zuspruch des Publikums war eindeutig: Die Besucher waren begeistert und schienen auch überrascht, mit welcher Wucht und Macht Musik Stimmung erzeugen kann. Das Besondere an den Werken von Jeffar ist einerseits die Verknüpfung überlieferter Werke mit neuen musikalischen Akzenten und andererseits die besondere Kombination der drei Trommelsets, die mit 18 Instrumenten im wahrsten Wortsinne für Nachhall sorgen.

Die *gondang*-Musik stellt das Kernstück traditioneller Batakmusik aus Nordsumatra dar. Anläßlich von Ritualen und *adat*-Festen ertönte das sakrale *gondang* und unterstützt auch den bekannten Schreittanz *tor-tor*. Bis zur Trance steigerten sich Tänzer zu der Musik. Dies galt den christlichen Missionaren als böses Zeichen und führte teilweise zum Verbot des *gondang*. Mit dem Aufkommen des Wandermusik-Theaters *Opera Batak* zu Beginn dieses Jahrhunderts entwickelte sich das *gondang* zu einem Instrumentarium für unterhaltende Musik. Jeffar hat sich zum Ziel gesetzt, diese *Opera Batak* wieder zu beleben. Das Kölner Konzert ließ erahnen, welche Klänge und Lieder wir erwarten können, wenn diese Verknüpfung von überlieferter und moderner Musik umgesetzt und aufgeführt wird.

Während des zweiwöchigen Aufenthaltes in Europa hatte die Gruppe noch weitere Auftritte. Das renommierte Tropenmuseum in Amsterdam veranstaltete zwei Konzertabende. Holländische Musikwissenschaftler nutzten den Aufenthalt zu Studien der Spiel- und Aufführungstechniken. In Aachen folgte Jeffar und seine Truppe der Einladung verschiedener Indonesien-Gruppen und gaben ein Benfizkonzert zugunsten der Vergewaltigungsopfer auf Java. In Köln schließlich hatten sie am 3. Oktober ihren letzten Auftritt. In der Alten Feuerwache spielten sie nochmals vor vollem Haus. Der Abend stand unter dem Zeichen, ein Wasserprojekt für ein Dorf in Nordsumatra zu unterstützen. Und dazu ertönte wieder das *gondang*!

Kultur Kontakt hat mit den Stücken von *Bona Ni Ogung* eine CD produziert, die in der Reihe "Deutsche Welle: Weltmusik" erschienen ist. Die CD ist zum Preis von DM 24,95 (zuzüglich Porto) zu bestellen bei: Kultur Kontakt, Brüsseler Str. 89 – 93, 50672 Köln.

"Spur der Schritte / *Jejak Langkah*"
von Pramoedya Ananta Toer

Es ist schon eine Tradition: Zur internationalen Buchmesse in Frankfurt legt der Horlemann-Verlag eine neue deutsche Ausgabe von Literatur aus Südostasien im weiteren und Indonesien im engeren Sinne vor. In diesem Jahr ist von Pramoedya Ananta Toer der Roman "*Jejak Langkah*", mit dem deutschen Titel "Spur der Schritte" erschienen.

Die internationalen Literaturkritiker sind sich einig: Pramoedya Ananta Toer, Pram, wie ihn seine Freunde nennen, wäre ein würdiger Empfänger des Literaturnobelpreises. Kürzlich berichtete die "Frankfurter Allgemeine Zeitung" in einem ausführlichen Artikel über Pram. Die Würdigung seines Werkes und seines politischen Wirkens endet in der FAZ mit dem Satz: "Vielleicht bekommt Indonesiens großer alter Mann doch noch den Nobelpreis". Was in deutschen Medien eher zurückhaltend über Pram zu lesen ist, wird vor allem in der angelsächsischen und amerikanischen Presse mit höchstem Lob bedacht. In England und USA rangiert Pram unter den ausländischen Autoren und deren Wertschätzung weit oben. Ihn als Kandidaten für den Nobelpreis zu nennen, ist seit Jahren ein Thema.

Auch wer nun "*Jejak Langkah*" in der deutschen Übersetzung von Giok Hiang Gornik in die Hand nimmt und zu lesen beginnt, wird schnell von der Faszination der Pram'schen Erzählweise gepackt. Es ist das dritte Buch der auf der Insel Buru erdachten und erzählten vier Romane, mit denen der politische Gefangene Pram wohl auch sein geistiges Überleben rettete. Mehr als ein Jahrzehnt gehörte er zu den Häftlingen, die das Suharto-Regime nach der Machtergreifung Ende der 60er Jahre zu Zehntausenden ohne Anklage, Gerichtsverhandlung, ohne Urteil der Freiheit beraubte. Lange bevor Pram die Gelegenheit hatte, seine später "Buru-Romane" genannten Werke zu Papier zu bringen, erzählte er die Geschichten immer wieder seinen Mitgefangenen. Lange bevor es Leser geben konnte, gab es in uralter Erzähl-Tradition Indonesiens bereits Zuhörer.

Pram ist bis heute nicht rehabilitiert worden, seine Bücher stehen in Indonesien trotz des Suharto-Sturzes im Mai 1998 noch immer auf der Liste der verbotenen Bücher. Doch Prams Schaffenskraft, seine Energie, sein Sendungsbewußtsein sind ungebrochen. Der heute 74jährige ist gezeichnet von den langjährigen Haftzeiten, sein Gehör ist durch Spätfolgen der Folter gestört, aber die Kreativität, die auch das Überleben auf der Gefangenen Insel Buru ermöglichte, scheint erstaunlich lebendig zu sein.

Für deutsche Leser ist die nun vorliegende Übersetzung des dritten "Buru-Buches" eine lohnende Fortsetzung bekannter Lektüre oder ein guter Lese-Einstieg in Prams Schaffen. Die "Spur der Schritte" reicht in die Zeit der Jahrhundertwende zurück. Wie in den Bänden davor steht Minke im Mittelpunkt. Der Sohn aus adligem javanischen Haus verkörpert den schmerzhaften, widerspruchsvollen Übergang von der Kolonialzeit in die Jahrzehnte der Unabhängigkeitskämpfe. Der Roman läßt sich auf zweierlei Weise lesen: Zum einen als spannende Geschichte mit Schicksalen, Liebe, Leidenschaft im Zusammenhang der intellektuellen Auseinandersetzung um menschliche Werte, die über die historische Besonderheit hinaus Gültigkeit haben. Zum anderen als präzises Geschichtsbuch, das eben dieses Ringen in Indonesien mit Daten, politischen Verwicklungen und historisch faßbaren Figuren belegt. Das ist Unterhaltung im besten Sinne; und es ist informativer Hintergrund zum besseren Verständnis indonesischer Verhältnisse.

Die Parallelen zur Gegenwart sind geradezu verblüffend. Im Roman um Minke, den Studenten, den Journalisten, den Parteiengründer, soll das Joch der Kolonialherren abgeschüttelt werden. In der unmittelbaren Gegenwart geht es um den politischen Neubeginn nach der drei Jahrzehnte währenden Suharto-Diktatur. Damals wie heute ist es eine verzweifelte Suche nach Organisationsformen, nach Führern, nach Gemeinsamkeit über die konkurrierenden Interessen hinaus. Damals wie heute ist es ein Verwirrspiel mit Intrigen, Verleumdung, Mord. Wie sich die Bilder gleichen! (*Rüdiger Siebert*)

Pramoedya Ananta Toer "Spur der Schritte / *Jejak Langkah*", Roman aus dem Indonesischen van Giok Hiang Gornik, 460 Seiten, Verlag Horlemann, Unkel/Rhein, 1998

"Mahayana-buddhistische Liturgie im heutigen Indonesien - Musikkulturelle Überlieferungen chinesischer Migranten" *von Martina Claus-Bachmann*

Indonesien ist nicht nur das Land mit der nominell größten Anzahl von Muslimen, sondern es ist auch der Standort des größten buddhistischen Bauwerks, des Borobudur. Es ist ein Land, in dem immer noch mehr als 5 Millionen Menschen, vorrangig Indonesier chinesischer Abstammung, den Buddhis-

mus des "großen Gefährts", den sogenannten Mahayana-Buddhismus, praktizieren.

Die mit dem Borobudur verknüpfte historische Dimension macht die enorme Tragweite dieser Religion - Weltphilosophie ? - deutlich, die sie einstmals für weite Gebiete des heutigen Indonesiens hatte. Die Ethnomusikologin Martina Claus-Bachmann geht im ersten Teil ihrer Dissertation u.a. der Frage nach, wie sich das religiöse Gedankengut des heutigen indonesischen Mahayana-Buddhismus geschichtlich entwickelte.

Von ethnologisch und historisch allgemeineren Aspekten zum musikologisch Besonderen fortschreitend, befasst sie sich im zweiten Teil der Arbeit mit der aktuellen liturgischen Praxis des Mahayana-Buddhismus, insbesondere in den chinesisch-stämmigen Gemeinschaften West-Javas und versucht, deren Funktion zu klären. Im dritten Teil fokussiert die Autorin den Blick auf eine Darstellung der Analyse-Ergebnisse der untersuchten Gesänge. Schließlich faßt sie in einem umfangreichen Anhang die Anschauungsmaterialen der Arbeit zusammen. Als akustische Ergänzung zur Druckausgabe bietet die Verfasserin die in der Arbeit analysierten liturgischen Gesänge auf zwei separat erhältlichen Audio-CDs an.

Claus-Bachmann liefert damit eine nach wissenschaftlichen Kriterien sorgfältig und detailliert argumentierte Abhandlung zu einer noch relativ dünn dokumentierten Facette der indonesischen Kulturen. Ein Prismenstück, durch das unser Blick in mancherlei Hinsicht scheinbar Bekanntes in einem neuen Licht zu sehen vermag. Dies insbesondere in einer - keineswegs erstmaligen - Zeit der Auseinandersetzung u.a. zwischen chinesisch-stämmiger Minorität und indigener Majorität. Eine besonders für den deutschsprachigen Raum seltene, umfassende und gut lesbare Chronik der aktuellen Praxis des indonesischen Mahayana-Buddhismus. (*Uwe Pätzold*)

Dissertation Universität Bamberg 1997, erschienen als Verlagsausgabe 1998: Lit Verlag, Grindelberg 15a Hamburg, Tel. 040 - 44 64 46, ISBN 3-8258-3697-5

"Holländer und Deutsche. Mitteilungen der Internationalen Multatuli-Gesellschaft Ingelheim"

herausgegeben von Bernd Schenk und Hans-Jürgen Fuchs

Wie immer überraschen die Mitteilungen der Internationalen Multatuli-Gesellschaft auch im vorliegenden Band durch ihre neuen Verbindungen und ihre Originalität. Im Band VI wird das Multatuli-Symposium 1997 dokumentiert, und trotz des eher ausserhalb von Indonesien interessanten Titels spielt natürlich Indonesien stark mit hinein. Im ersten Beitrag sagt Erwin Leibfried gleich zum Titel *Multatuli und die deutsche Literatur*, dass ein zweiter Teil folgen müsse wegen der Fülle des Materials. Weder die Anregungen noch Auseinandersetzungen mit einer Reihe von deutschen Dichtern und Wissenschaftlern haben direkt mit Indonesien zu tun, doch Multatulis breites Interesse an Wissenschaft und Literatur ist auch von ihnen bewegt worden; er lebte aus der Literatur, und seine Wertungen dieser Literatur zeigen sich in seinem Leben und Werk. Der Aufsatz von Rüdiger Siebert lässt deutsche Künstler, Intellektuelle, Forscher und Autoren in Niederländisch-Ostindien zu Wort kommen, Max Dauthendey, dem die holländischen Geschäftsleute dort ein Greuel sind, Anton Schwängerl, der ein deutschstämmiges *Who is who* der niederländischen Kolonialzeit schreibt und die Deutschen innerhalb der VOC anführt. Junghuhn, Hasskarl, Gerstäcker, Haeckel, ein Arzt, ein Biologe, ein Schriftsteller und noch ein Arzt und Biologe werden hervorgehoben, Haeckel speziell mit seiner besonderen Beziehung zu Multatuli, und nicht zuletzt setzten sich Vicky Baum und Walter Spies, und in ganz anderer Weise Karl Helbig mit den Niederländern in Indonesien und den ganz eigenen Erfahrungen von Indonesien auseinander. Jos van Waterschoot schreibt über Multatulis Jahre im Nachbarland Deutschland, Dik van der Meulen rückt das komplizierte Verhältnis zwischen Künstlertum und Politik ins Blickfeld, das Multatuli und Thomas Mann gemeinsam hatten. Die frühe Wirkung Multatulis in Deutschland wird dokumentiert durch Aufsätze von Gustav Landauer, Adolf Mayer und Martin Buber, auch hier werden Kunst und Politik diskutiert und die Probleme, die man beim holländischen Nachbarn sieht. Kurze Aufsätze von Hans-Jürgen Fuchs beleuchten die Frauenbewegung jener Zeit, beleuchten eine niederländische Prinzessin im Rheingau und die Vermittler Multatulis in Deutschland und geben schliesslich eine Bibliographie deutschsprachiger Sekundärliteratur zu Multatuli bis 1977 sowie Multatuli-Bibliographien. Schliesslich bespricht Uwe Genetzke den Film *Max Havelaar. Meine Tage in der Südsee* und zieht ein knappes Resumee der Tagung mit dem Hinweis, dass aus dem *ambivalenten Verhältnis von Niederländern und Deutschen und dessen Genesis durchaus neue produktive Ansätze für die Multatuli-Forschung entwickelt werden könnten.* (*Helga Blazy*)

Schenk, Bernd und Hans-Jürgen Fuchs (Hrsg.): *Holländer und Deutsche. Mitteilungen der Internationalen Multatuli-Gesellschaft Ingelheim, Bd. VI.* 1998. ISBN 3-932289-02-1

"Indonesische Medienrhetorik. Eine methodologische Fallstudie anhand der Kommentarkolumne 'Catatan Pinggir' von Goenawan Mohamad" *von Arndt Graf*

Nach einem sehr knapp gehaltenen Teil A (Fragen zur indonesischen Medienrhetorik, medienrhetorische Ansätze westlicher Philologien und eigene methodologische Überlegungen und Untersuchungsschritte) ist Teil B.I., die Kontextanalyse der Kommentarkolumne *Catatan Pinggir* von Goenawan Mohamad ganz faszinierend zu lesen. Wer schon Goenawan Mohamad las oder ebenso, wer ihn noch nicht kennt, und auch, wer sich mehr über Printmedien der letzten Jahrzehnte in Indonesien informieren möchte, dürfte begeistert sein von der sensiblen Erfassung vielfältiger Daten und Beziehungen, die hier aufscheinen. Sehr klar und sachlich, immer nah am Text und an der Problematik entfaltet Arndt Graf souverän seine Analysen. Quantitative und qualitative Erhebungen erhellen einander dabei gegenseitig. Zur weiteren Klärung reduziert er die Menge der Kommentare nach Sequenzmustern, die allerdings zur weiteren medienrhetorischen Analyse einer differenzierten qualitativen Analyse bedürfen. Der Versuchung, sich hier ausschliesslich an eine Einteilung nach Chatmans Begriff des *text-types* anzulehnen, entgeht Graf durch eine Erweiterung des Konzepts. *Es stellt gerade die Interpretation der konnotativen Ebene einen der Hauptinhalte der literaturwissenschaftlichen Beschäftigung mit Texten dar. Obwohl die Interpretationen hier durchaus subjektiv gefärbt sein können, gelten sie doch als wissenschaftlichen Ansprüchen genügend, solange sie intersubjektiv überprüfbar sind. In diesem Sinne kann die literaturwissenschaftlich vorgehende Medienrhetorik die konnotative Ebene der Texte ebenfalls weiter in den Mittelpunkt ihrer Annäherung stellen* (81).

An Stichproben aus *Catatan Pinggir* macht der Autor die quantitative Textanalyse verständlich. Auch das ist sehr erhellend, findet er doch in der Tat dabei, dass in der Auswahl ein "doppelter Wellenschlag" zu beobachten ist und kann so kommentieren, *dass die Gründe für die Veränderung des Argumentationsverfahren in "Catatan Pinggir" im Kontext zu suchen sind. Die zeitliche Übereinstimmung legt dabei nahe,dass die wesentlichen Faktoren der textuellen Veränderung im allgemeinen Grad der Zensur beziehungsweise der Pressefreiheit zu suchen sind. Deshalb kann davon ausgegangen werden, dass das Verhältnis von narrativen zu argumentativen Textelementen in "Catatan Pinggir" einen empirisch ziemlich genau nachweisbaren Indikator der Pressefreiheit und damit des Zustands der allgemeinen politischen Kultur Indonesiens in der Soeharto-Ära darstellt* (103).

Der letzte Teil der Arbeit "Qualitative Mehrtextanalyse mit systematischer Auswahl: Exemplarische Untersuchung der Familientopik" leidet etwas darunter, dass Graf entgegen seinem zuvor gezeigten Verständnis für die eigenwilligen Gedanken Goenawan Mohamads nun mit einem westlichen quasi psychologischen Konzept der Literaturwissenschaft das indonesische einzwängt. Zwar weist er mehrfach darauf hin, dass die gewählten Kriterien von Jonnes zum Konzept der Familienmatrix narrativer Texte für die untersuchten oder insgesamt für indonesische Texte nicht genügend aussagekräftig sind, doch kann er sich offenbar nicht von ihnen freimachen, indem er sie spielerisch variiert. Eine andere psychologische Konzeption hätte vermutlich mehr freie Verfügbarkeit gewährleistet. Statt dessen schnürt neue und nicht weniger repressive Moral der Literaturwissenschaft nun die Kehle des freien Denkens und Sprechens zu. Es macht fast den Eindruck, als fühlte der Autor sich am Ende zu vertraut mit den repressiven Mechanismen, die *Catatan Pinggir* und *Tempo* den Atem nahmen, so dass er die Repression nurmehr im eigenen Text abbilden konnte. Doch insgesamt ist diese Studie indonesischer Medienrhetorik wegen der vielfältigen Aspekte, die zur Sprache kommen und der genauen Analysen sehr lesenswert. (*Helga Blazy*)

Arndt Graf: *Indonesische Medienrhetorik. Eine methodologische Fallstudie anhand der Kommentarkolumne 'Catatan Pinggir' von Goenawan Mohamad.* Veröffentlichungen des Seminars für Indonesische und Südseesprachen der Universität Hamburg, Band 22. Dietrich Reimer Verlag Berlin-Hamburg 1998, ISBN 3-496-02658-8 (DM 68,00)

"Die Meereskönigin des Südens, Ratu Kidul. Geisterpolitik im javanischen Alltag" *von Judith Schlehe*

Wie die Autorin in der Einleitung sagt, beschäftigt sie seit 1987 das Thema der Ratu Kidul nicht nur als ein historisches Forschungsobjekt, sondern der Niederschlag dieser mythisch-historischen Gestalt im heutigen javanischen Leben und Denken wurde ihr besonders wichtig. Mit diesem Buch legt sie die Summe ihrer Forschung über das Bild der "Meeresgöttin menschlichen Ursprungs, der Geisterkönigin und Fürstengattin" vor, sowohl aus der Erforschung der historischen Entwicklung aus den klassischen javanischen Texten, wie auch vom lebendigen Reichtum lokaler javanischer Volkskultur (volkstümlichen Erzählungen, Interviews, Ritualen und Zeremonien); sie ging dem Bild der Meeresgöttin auch in den darstellenden Künsten (Volkstheater,

Bilder, Filme) nach. Das in diesem Buch zusammengetragene Material ist sehr interessant, vor allem da die Gestalt der Ratu Kidul in vielfältigen Zusammenhängen unterschiedliche Aspekte zeigt. Als vorrangig für ihre Arbeit nennt die Autorin die javanischen Lebenszusammenhänge, eher am Rande erscheinen regionalpolitische und gesamtpolitische wie auch religiöse Erwägungen. Es wird versucht, "*Bedeutungen der Meereskönigin zu rekonstruieren auf individuell subjektiver, aber auch auf gesellschaftlicher Ebene, auf der die diversen Wissenstraditionen auch an Machtstrukturen gebunden sind ... Ratu Kidul steht bei mir für die Menschen, die sie konzeptualisieren und erfahren*" (20/21).

Eher als ein unerwarteter Wandel im Bild von Ratu Kidul stellt sich bei der Untersuchung heraus, dass nicht mehr ihre hohe Position und ihre autonome Macht, über Naturgewalten zu gebieten, verehrt wird, sondern vielfach wird sie heutzutage für weit profanere Zwecke angerufen, etwa um die richtigen Zahlen für die Lotterie zu wissen, um an Geld zu kommen, um persönliche Wünsche zu realisieren. Dafür werden ihr von Männern wie Frauen am Meer vielfach kleine Opfer gebracht - offenbar in den letzten Jahren häufiger als zuvor (Fotodokumentation im Anhang). Dagegen stellt die Autorin an das Ende Interviews mit einem Mann und einer Frau, die ihr Leben spirituell mit Ratu Kidul verbunden haben. Pak Bambang, der sein ganzes Leben in die spirituellen Traditionen des Sultanshofes von Solo gestellt hat, - nach dem Brand des Palastes lebt er ohne Stellung am Meer -, sagt: "*Was wichtig ist, ist, dass wir eine feste Verbindung zu Kanjeng Ratu haben bis sie dem Sinuhun (Herrscher des Sultanspalastes von Solo) vergibt, damit dieser in den Palast zurückkehren kann*" (263).

Vier Jahre später erklärt er: "*Kanjeng Ratu ist froh, dass ich zum cepuri Parangkusumo gekommen bin. All meine Kraft habe ich von Kanjeng Ratu. Wenn ich Parangkusumo verlasse, geschieht hier bestimmt ein Unglück*" (263). Die Autorin kommentiert seine Geschichte recht lapidar: "*Seinem Geltungsbedürfnis ist durch seine persönliche Sinnkonstruktion Genüge getan*" (263).

Das Interview mit der "Ausreisserin" Mbah Harjo, die alleine auf Berge kletterte, vierzig Tage im Zusammenfluss zweier Flüsse sass, sich wie die Tiere ernährte, um mit Geistern und nicht-irdischen Wesen umzugehen und eine Reihe von Erscheinungen hatte, findet weit mehr die Liebe der Autorin. Mbah Hardjo beschreibt eine ihrer Erscheinungen der Ratu Kidul:

"... Ich habe meine Seele losgelassen. Wenn ich den Kraton dort nicht gesehen hätte und ihre Hoheit nicht gekommen wäre, wäre ich lieber tot, weil morgen tot oder jetzt tot, das wäre dasselbe, dann wollte ich vom Meerwasser verschlungen sein. Lha, ich ging dann diesen Weg. Ich wurde gerufen, dann setzte ich mich unten und zeigte meine Ehrerbietung. Sie beugte meinen Kopf:" Du bist einer der Menschen, die entschlossen sind. Es gibt jemanden, der so tollkühn ist wie du. Ja, erinnere dich daran, du bist ein Nachkomme von Bethari Dewi Kilisuci; ja, sicher weisst du das. Ich bin auch ein Nachkomme von Bethari Dewi Kilisuci aus Ostjava (270).

Ihre Lebensführung kann in unseren Begriffen durchaus als emanzipatorisch bezeichnet werden. (...) Ihre zunehmende Verinnerlichung bzw. Hinwendung zur Sphäre des Spirituellen (bringt) den erwünschten materiellen Erfolg von selbst. Ihren Kindern geht es gut, und sie selbst lebt freiwillig in grösster Bescheidenheit. Von ihrer Umgebung wird sie trotz ihrer Eigenartigkeit anerkannt und geachtet" (272), kommentiert hier die Autorin.

Eher am Rande bemerkt: Wenn eine Frau über eine Meeresgöttin schreibt, mag das weibliche Element positiv oder negativ überwiegen, und für männliche Kommentare scheint wenig akzeptierter Raum zu sein. (*Helga Blazy*)

Judith Schlehe: *Die Meereskönigin des Südens, Ratu Kidul. Geisterpolitik im javanischen Alltag*. Dietrich Reimer Verlag Berlin 1998, ISBN 3-496-02657-X (DM 78,00)

BÜCHERMARKT

Barley, Nigel: *Tanz ums Grab*. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 1998, ISBN 3-608-91811-6 (DM 39,80)

Graf, Arndt: *Indonesische Medienrhetorik*. Dietrich Reimer Verlag Berlin-Hamburg 1998, ISBN 3-496-02658-8 (DM 68,00)

Schlehe, Judith: *Die Meereskönigin des Südens, Ratu Kidul*. Dietrich Reimer Verlag Berlin-Hamburg 1998, ISBN3-496-02657-X (DM 78,00)

Schwepcke, Barbara: *Töchter Asiens - Frauen zwischen Herrschaft und Anpassung*. Europaverlag, München 1998, ISBN 3-203-82524-4 (DM 39,80)

Shiraishi, Saya S: *Young Heroes. The Indonesian Family Politics*. Cornell University 1998, ISBN 0-87727-721-4



Deutschland/Europa

Regenwälder kaum zu retten

Europäische Wissenschaftler haben vorgeschlagen, die Bemühungen um eine großflächige Wiederaufforstung des tropischen Regenwaldes einzustellen. Es gebe keine Hoffnung, das Abholzen weiterer Teile der Wälder verhindern zu können, schrieben Wissenschaftler des Forschungszentrums der Europäischen Kommission in einem Beitrag für das britische Magazin 'New Scientist'. Umweltschützer sollten sich statt dessen auf Regionen mit hoher Artenvielfalt konzentrieren, die noch nicht akut vom Kahlschlag bedroht sind.

Landwirtschaft und Abholzung hätten viele Regenwälder in Indonesien und im brasilianischen Amazonasgebiet bereits so stark geschädigt, daß eine Wiederaufforstung kaum möglich sei, heißt es in dem Bericht weiter. Wegen des großen politischen Drucks in diesen Ländern könne man gegen den Kahlschlag der Holzkonzerne kaum etwas tun. Hoffnung bestehe noch für die Wälder im zentralen Amazonasbecken, in der Republik Kongo und in Neu Guinea. Auf diese Gebiete sollten sich die Anstrengungen der Wissenschaftler künftig konzentrieren, schlugen die Experten vor. (*Agenturmeldung 28/11*)

Netzwerktreffen zu Indonesien

Vom 23. bis 25. Oktober trafen sich in Darmstadt Vertreter unterschiedlicher Gruppen aus Deutschland, den Niederlanden, Großbritannien und Indonesien. Es war die siebte Tagung des informellen "Netzwerkes Indonesien". Die TeilnehmerInnen erörterten die aktuelle Situation in Indonesien, die von den Auswirkungen der ökonomischen Asienkrise sowie dem Machtwechsel von Suharto zu Habibie gekennzeichnet ist.

Mehr als drei Jahrzehnte andauernde Herrschaft des Suharto-Regimes haben gesellschaftliche und wirtschaftliche Strukturen geschaffen, die notwendige politische Veränderungen erschweren. Der gegenwärtigen Regierung unter dem in Deutschland ausgebildeten Präsidenten Habibie wird allgemein nur eine Übergangszeit bis zu den für Mai 1999 angekündigten Wahlen vorhergesagt. Das "Netzwerk" diskutierte und analysierte einerseits die Rahmenbedingungen der anhaltenden Unsicherheiten und Unruhen in Indonesien sowie andererseits die Möglichkeiten der Unterstützung und Mitwirkung europäischer - vor allem deutscher - Gruppen und Initiativen an konkreten Vorhaben in Indonesien.

Insbesondere an die Adresse der neuen Bundesregierung gehen eine Reihe von Forderungen, um den Demokratisierungsprozeß zu fördern. Da die Bundesrepublik im ersten Halbjahr 1999 die EU-Präsidentschaft übernimmt und Gastgeber wichtiger internatonaler Konferenzen sein wird, sollte sie mit dafür Sorge tragen, daß in Indonesien die Voraussetzungen für eine Zivilgesellschaft geschaffen werden. *(Info: IMBAS, Postfach 600 422; D-60334 Frankfurt)*

Fischer: Freie Wirtschaft nur bei Beachtung der Menschenrechte

Freie Marktwirtschaft ist nach Einschätzung von Außenminister Joschka Fischer (Grüne) auf Dauer nur bei Beachtung der Menschenrechte zu verwirklichen. In einem Interview des Bonner "Generalanzeigers" sagte Fischer, das Eintreten für die Menschenrechte sei nicht nur eine moralische Sache, sondern habe im Zeitalter der Globalisierung eine stark materiell-politische Bedeutung. Regierungen, die Menschenrechte unterdrückten, keine Gewaltenteilung hätten und autoritär seien, unterdrückten auch die Transparenz von Wirtschaftsinformationen.

Einen neuen Krisen-Dreiklang könne man am Beispiel Indonesien sehen, sagte Fischer. "Die Unterdrückung der Menschenrechte, die Zerstörung der Umwelt und der Ruin der Wirtschaft gingen Hand in Hand. Die Marktwirtschaft gründete sich dort auf Korruption", sagte Fischer. Auch im Lager der Wirtschaft begreife man langsam, daß eine freie Wirtschaft auf Freiheit im umfassenden Sinn gegründet sein müsse. (*Agenturmeldung 20/11*)

Hochdotierter Kulturpreis für indonesischen Künstler

Kürzlich wurden im Königlichen Palast in Amsterdam die Preisträger des diesjährigen "Prince Claus Award" bekanntgegeben. Dieser Preis wird jährlich an Personen und Organisationen vergeben, die sich auf dem Gebiet von Kultur und Entwicklung besonders ausgezeichnet haben. Künstler, Intellektuelle und Kulturelle Organisationen erhalten den Preis nicht nur für die hohe Qualität ihrer Arbeit, sondern auch für die wichtige Rolle, die sie im Prozess einer positiven kulturellen Entwicklung spielen.

Der Hauptpreis, der mit 100.000 US$ dotiert ist, ging in diesem Jahr an drei führende afrikanische Textil-Designer, die einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung des Afrikanischen Mode-Designs geleistet haben. Weiterhin wurden 13 Personen mit einem Preis von jeweils 20.000 US$ ausgezeichnet; einer von ihnen ist der indonesischen Künstler Heri Dono. Dieser unkonventionelle Künstler, der sich nicht scheut, (politische) Risiken einzugehen, verbindet auf innovative Weise indonesische Traditionen mit zeitgenössischen Elementen. (*Pressemitteilung*)



Indonesien/Asien

Fünf Tote durch schweres Beben

Ein Erdbeben der vorläufigen Stärke 7,6 hat am 29.11. die kleine indonesische Insel Mangole, die zu den Molukken gehört, erschüttert und mindestens fünf Menschen das Leben gekostet. Auf der Insel, auf der rund 9.000 Menschen leben, wurden auch zahlreiche Häuser stark beschädigt; mehrere Erdrutsche wurden gemeldet. Die Behörden gaben nach dem Erdbeben eine Flutwellenwarnung für den Westpazifik aus.
(KStA 30.11.98)

Auslandsinvestitionen geschrumpft

Indonesien rechnet mit einem Rückgang der Auslandsinvestitionen im laufenden Jahr um mindestens 30 Prozent. Wie die Nachrichtenagentur Antara unter Berufung auf das Staatsminsterium für Investitionen meldete, werden 1998 ausländische Investitionsanträge über insgesamt 21,9 Milliarden Dollar in Jakarta erwartet. Der Wert aller 1997 gebilligten Auslandsinvestitionen in Indonesien hatte 33,8 Milliarden Dollar betragen.

In ausländischen Wirtschaftskreisen wurde am Freitag Skepsis über das von Jakarta erwartete Investitionsvolumen geäußert. Asril Nur, ein ranghoher Beamter im Staatsministerium für Investitionen, hatte vor kurzem den Umfang aller in den ersten zehn Monaten 1998 gebilligten Investitionsanträge auf lediglich 12,9 Milliarden Dollar beziffert. Das sind 50 Prozent weniger als die im selben Zeitraum 1997 gebilligten 25,3 Milliarden Dollar.

Asril zufolge kamen in den ersten zehn Monaten 1998 die größten Investitionsanträge aus Großbritannien (4,7 Milliarden Dollar), Australien (2,7 Mrd. Dollar), Malaysia (1,2 Mrd. Dollar) und Singapur (1,2 Mrd. Dollar). Deutsche Firmen gehörten nicht zu den Großinvestoren.
(Agenturmeldung 26/11)

Krise bringt Tourismus an den Abgrund

Gewalttätige Unruhen und die unsichere politsche Lage im krisengeschüttelten Indonesien haben das einst lukrative Tourismusgewerbe weitgehend lahmgelegt. "Keiner kommt mehr hierher", beklagte Arivaldy Kumarga, Vorsitzender des "Inbound Tour Operators Club", vor Journalisten. Weil Länder wie die USA und Japan derzeit von Reisen nach Indonesien abraten, erwartet das Ministerium für Kultur, Kunst und Tourismus schwere Einnahme-Einbrüche.

Nach den katastrophalen Waldbränden auf der Insel Borneo und den Unruhen vor dem Rücktritt von Ex-Präsident Suharto im Mai registrierte das Ministerium bereits im ersten Halbjahr 1998 einen Rückgang ausländischer Touristen um 22,83 Prozent zum Vergleichszeitraum 1997. Die Zahl der Touristen sei auf 1,885 Millionen gefallen, sagte der Marketing-Direktor des Ministeriums, Jodi Susilo. Im Besucher-Rekordjahr 1997 hatten 5,2 Millionen ausländische Besucher rund 6,2 Milliarden Dollar in Indonesien ausgegeben. 1998 dürften diese Einnahmen um etwa 60 Prozent auf 2,48 Milliarden Dollar fallen.

Nicht nur in der seit Wochen von täglichen Studentenprotesten betroffenen Hauptstadt Jakarta, auch auf der friedlichen Ferieninsel Bali bangen Hoteliers und Reisebüros um das Weihnachtsgeschäft. Mit Billigangeboten an im Land lebende Ausländer versuchen sie über die Runden zu kommen.
(Agenturmeldung 26/11)

Wahlen für Juni 1999 geplant

In Indonesien soll gut ein Jahr nach dem Amtsantritt von Präsident Jusuf Habibie am 7. Juni 1999 ein neues Parlament gewählt werden. Habibie müsse den Termin aber noch bestätigen, sagte der Vorsitzende einer Parlamentsgruppe. Er hatte nach seinem Amtsantritt im Mai nach dem Rücktritt von Präsident Suharto eine demokratische Entwicklung des Landes versprochen. Die Beratende Volksversammlung, der oberste Gesetzgeber Indonesiens, hatte sich kürzlich für Wahlen im Juni ausgesprochen. Anfang Dezember soll ein Parteiengesetz beschlossen werden. Bisher gibt es in Indonesien nur drei offiziell zugelassene Parteien. 80 Gruppen kündigten jedoch an, ebenfalls einen Pateienstatus erlangen zu wollen.

Einer von der Wochenzeitung "Tempo" veröffentlichten Umfrage zufolge findet Habibie nur bei sieben Prozent der Bevölkerung Unterstützung. Populärster Politiker ist danach der frühere Chef der grössten Moslem-Gruppe "Nationale Mandats-Partei", Amien Rais. Ihm folgt Megawati Sukarnoputri, Tochter des Staatsgründers Sukarno.

Unterdessen übertrug Suharto nach offiziellen Angaben die Arbeit seiner sieben Wohltätigkeitsorganisationen der neuen Regierung. Wohlfahrtsminister Haryono Suyono erklärte, die Regierung wolle mit dem Geld aus dem Fonds das Bildungswesen ausbauen und die Armut bekämpfen.
(Agenturmeldung 25/11)

Frauen gegen Welle der Gewalt

Tausende von indonesischen Frauen haben in mehreren Städten des Landes gegen die Welle der Gewalt demonstriert. Anlaß war der weltweite Aktionstag der UNO gegen Gewalt gegen Frauen. Zwischenfälle gab es nach Augenzeugenberichten nicht. Allein in Jakarta bildeten mehr als 300 Frauen verschiedener Alters- und Bevölkerungsgruppen eine Menschenkette. Nach Angaben der Demonstrantinnen gab es ähnliche Proteste auch in anderen indonesischen Städten.

Ähnlich wie die Frauen protestierten auch die Studenten gegen die "Politik der Gewalt" der indonesischen Regierung. Bei politischen und religiösen Demonstrationen wurden seit Mitte November etwa 30 Men-

schen getötet und mehr als 400 verletzt. Ein Protestzug von rund tausend Studenten wurde auf dem Weg zum Parlament von der Polizei gestoppt. Die Demonstranten forderten einen "friedlichen Weg" zur Demokratie. Mehr als tausend Menschen verlangten vor der Generalstaatsanwältschaft, Ex-Präsident Suharto wegen Korruption und Machtmißbrauch vor Gericht zu stellen. Suharto bestreitet, während seiner 32jährigen Amtszeit ein Vermögen angehäuft zu haben.

Im Zusammenhang mit den Todesfällen bei den Protesten am 13. November wurden 163 Soldaten inhaftiert. Bei den Studentenprotesten für politische und wirtschaftliche Reformen starben am 13. November 15 Menschen, nachdem die Sicherheitskräfte das Feuer auf die Menge eröffnet hatten. 400 weitere wurden verletzt. Die Untersuchung der Leichen ergab, daß Sicherheitskräfte entgegen ihren Beteuerungen nicht mit Gummigeschossen, sondern mit scharfer Munition auf die Menschen geschossen hatten.
(Agenturmeldung 25/11)

Milliarden-Dollar-Verkehrsprojekte an Japan vergeben

Zwei wegen der indonesischen Wirtschaftskrise verschobene Mega-Verkehrsprojekte im Gesamtwert von mindestens drei Milliarden Dollar sollen an japanische Firmen vergeben werden. Präsident Bacharuddin Jusuf Habibie habe dafür sein Einverständnis gegeben, meldete die staatliche Nachrichtenagentur Antara. An den beiden im August 1997 verschobenen Vorhaben waren auch deutsche Firmen wie Siemens interessiert.

Die Großprojekte sind der Bau eines ersten, 14,5 Kilometer langen U-Bahn-Streckenabschnitts in Jakarta sowie eine Schnellzugverbindung zwischen der Zehn-Millionen-Hauptstadt und dem Industriezentrum Surabaya in Ostjava. Die beiden Ballungszentren liegen rund 700 Kilometer auseinander. Das U-Bahn-Projekt will ein vom japanischen Konzern Itochu Corp. geführtes Konsortium durchführen.

Es wurden allerdings weder die Art der Finanzierung dieser Vorhaben noch ihr voraussichtlicher Baubeginn bekannt. Nach Angaben der indonesischen Industrie- und Handelskammer (KADIN) wolle Japan für die Projekte zinsgünstige Kredite mit 40jähriger Laufzeit anbieten. Bei KADIN wurden die Kosten der U-Bahn bisher auf etwa 1,5 Milliarden Dollar geschätzt. Bis zu 2,3 Milliarden Dollar könnte die Zugtrasse kosten. Japan ist Indonesiens größter Geldgeber bei Entwicklungshilfeprojekten.
(Agenturmeldung 24/11)

Entwicklungsgelder von der Weltbank

Indonesien bemüht sich wieder um billige Entwicklungsgelder der Weltbank, die an arme Länder gehen. Der für Wirtschaft, Finanzen und Industrie zuständige Koordinationsminister Ginandjar Kartasasmita sagte in Jakarta, Indonesien qualifiziere sich durch fortschreitende Armut wie 1968 erneut für Gelder aus dem Weltbank-Programm für Internationale Entwicklungshilfe (IDA). Ginandjar sagte, das jährliche Pro-Kopf-Bruttoinlandsprodukt erreiche derzeit auf der Basis eines Wechselkurses von 8.000 Rupiah pro US-Dollar lediglich 400 Dollar. Vor der Krise im Sommer 1997 war es mit rund 1.000 Dollar noch mehr als das Doppelte.

"Wir erfüllen wieder die Voraussetzungen für IDA-Kredite", erklärte Ginandjar auf einem Wirtschaftsseminar. "Es wird uns helfen, wenn wir Kredite zu günstigeren Bedingungen als die bisherigen haben können." Die nach dem IDA-Programm vergebenen Entwicklungskredite haben eine Rückzahlungsfrist von 40 Jahren. Darin enthalten ist eine zehnjährige Gnadenfrist. IDA-Kredite der Weltbank gehen an Länder mit einem jährlichen Pro-Kopf-Bruttoinlandsprodukt von unter 900 Dollar.

Indonesien gibt seine derzeitigen öffentlichen und privaten Auslandsschulden mit insgesamt etwa 140 Milliarden Dollar an. Die Weltbank ist bereits am 46 Milliarden Dollar umfassenden Hilfsprogramm des Internationalen Weltwährungsfonds (IWF) beteiligt. Zwischen Indonesien und seinen internationalen Gläubigern laufen seit Monaten Umschuldungsverhandlungen. Von den etwa 202 Millionen Indonesiern lebt fast die Hälfte in Armut. *(Agenturmeldung 24/11)*

Bürgermeister plant Bau einer kleinen "Berliner Mauer"

Um einen blutigen Konflikt zu entschärfen, plant der Bürgermeister des Verwaltungsbezirks Jakarta-Mitte den Bau einer kleinen "Berliner Mauer" in der indonesischen Hauptstadt. "Wir sind nicht mehr in der Lage, die seit vielen Jahren miteinander verfeindeten Bewohner der Nachbarviertel Mentengjaya und Pegang zu kontrollieren", zitierte die Tageszeitung "Kompas" Bezirksbürgermeister Subur Abdullah. "Daher wollen wir eine Art 'Berliner Mauer' bauen."

Subur zufolge soll die Mauer sieben Meter hoch und etwa 600 Meter lang werden. "Kompas" gab allerdings nicht an, wer die Trennwand bezahlen soll. Wegen der anhaltenden Wirtschaftskrise in Indonesien und den vielen Armen und Arbeitslosen ist Jakartas Stadtkasse leer. Nach Angaben von "Kompas" entzweit die Bewohner von Mentengjaya und Pegang eine Fehde, die vor Jahren ohne bekannten Grund begann. Dabei seien seit Januar bei blutigen Straßenkämpfen vier Menschen getötet worden.
(Agenturmeldung 20/11)

Noch deutliche Risiken in Asien

Gut 15 Monate nach Ausbruch der Wirtschaftskrise in Asien gibt es vage Hoffnungen, daß das Schlimmste überstanden ist. Doch Befürchtungen, wonach die Talfahrt noch nicht zu Ende ist, bestehen fort. Wie rasch Japan aus der schwersten Rezession seiner Nachkriegsgeschichte kommt, gilt als Schlüsselfrage. Hinzu kommen Sorgen über den Abschwung der US-Wirtschaft, der die exportorientierten Tigerstaaten treffen würde. Zudem machen sich Volkswirte Gedanken, daß Überkapazitäten einen weltweiten Preisverfall auslösen können.

"Die Basis der Erholung wird in einigen asiatischen Länder fester. Aber es gibt noch viele Risiken. Ich denke, daß wir eine wachsende Unterscheidung der asiatischen Volkswirtschaften sehen werden", sagt Rob Subbaraman, Volkswirt bei Lehman Brothers in Tokio. "Am besten sollte man die Bezeichnung 'Asien' nur sparsam verwenden."
Subbaraman hält es für möglich, daß Thailand als erstes Land wieder aus der Krise herauskommt, nachdem sie im Juli 1997 von dort ausgegangen war. Er verweist auf die Lockerung der Geld- und Steuerpolitik sowie auf fallende Zinsen. Zudem habe Thailand bei der Umsetzung der Reformen die Nase vorn. Der Internationale Währungsfond (IWF) hatte seine Milliardenhilfen von einschneidenden Strukturreformen in den Empfängerländern abhängig gemacht.
Indonesien ist auf seinem Weg aus der Krise nach Expertenansicht ins Hintertreffen geraten. Das Land habe erst spät mit der Umsetzung notwendiger Reformen begonnen. Zudem seien die Strukturprobleme des Landes erheblich, und das Vertrauen der Anleger sei durch die politischen und wirtschaftlichen Turbulenzen erheblich beschädigt worden. Malaysia dürfte zwar 1999 wieder ein Wirtschaftswachstum verzeichnen. Doch befürchten Volkswirte, daß das Wachstum weder von Dauer noch gesund ist. Denn die Neuverschuldung steigt drastisch.
William Belchere von Merrill Lynch in Singapur sagt: "Wie schnell die Länder sich erholen, hängt großenteils davon ab, wie die Japaner mit ihrer Lage fertig werden." Sollten die Reformen wie bereits frühere scheitern, dürfte eine erneute Schwäche des Yen einen Rückschlag für die Region bedeuten. (*Agenturmeldung 29/10*)

Neues Bankengesetz

Das indonesische Parlament hat ein neues Bankengesetz verabschiedet, das ausländische Beteiligungen bis zu 100 Prozent ermöglicht. Bisher lag die Höchstgrenze bei 85 Prozent. Mit dem neuen Gesetz folgt Indonesien den Auflagen der Internationalen Währungsfonds (IWF). Zentralbankpräsident Sayhril Sabirin betonte, Indonesien brauchte "riesige Mengen von Kapital insbesondere im Bankensektor, um die Erholung des Bereichs zu beschleunigen". Seit April sind zehn der immer noch mehr als 200 indonesischen Banken geschlossen worden. Nach Angeben von Experten sind bestenfalls ein paar Dutzend der Kreditinstitute überlebensfähig.
(*Agenturmeldung 16/10*)

Indonesisch für uns

anak - Kind

Das Wort *anak* taucht in der Bahasa Indonesia in verschiedenen Bedeutungsfeldern auf. Zum einen bezeichnet es - wie im deutschen - die leiblichen Nachkommen von Menschen oder auch Tieren, und es tritt in zusammengesetzten Hauptworten auf, die mit Nachkommenschaft oder Jugend zu tun haben. Andererseits begegnet man dem Wort *anak* auch, wenn etwas vergleichsweise Kleines bezeichnet wird, das ein Teil von etwas Größerem ist (z.B. die Schiffsbesatzung als Teil des Schiffes).

anak tunggal - Einzelkind
anak kandung - leibliches Kind
anak angkat - Adoptivkind
anak tiri - Stiefkind
anak pungut - angenommenes Kind
anak yatim / anak piatu - Waisenkind
anak kesayangan / anak emas - Lieblingskind
anak haram / anak jadah - uneheliches Kind
anak sulung - ältestes Kind
anak bungsu - jüngstes Kind
anak ayam - Küken

anak cucu - Nachkommen, Kinder und Kindeskinder
anak manusia - Mensch, Menschheit
anak muda - junger Mensch, Jugendlicher
anak dara / anak gadis - Mädchen
anak didik - Schüler, Jünger

anak kapal - Schiffsbesatzung, -mannschaft
anak buah - Untergebene, Anhänger
anak bawang - Anfänger, Unkundiger; unwichtige Person
anak sungai - Nebenfluß
anak panah - Pfeil
anak tangga - Stufe, Sprosse
anak perusahaan - Tochterunternehmen

peranakan - Mischling; gebürtig (aus), stammt (aus) ...
kekanak-kanakan - kindisch, kindlich

Veranstaltungen in Deutschland:

15.01.99: Köln, 20.00 h
"**Asien im Kaleidoskop**" Diavortrag von Diethelm Hofstra, Lohmar.
Carl-Duisberg-Gesellschaft, Weyerstr. 79 – 83, 50676 Köln; am Barbarossaplatz auf der "Insel" gegenüber den Blumengeschäft Berthold Müller; Veranstaltung der DIG Köln.
D. Hofstra ist als Übersetzer indonesischer Literatur ebenso bekannt wie als Reiseleiter. Sein Vortrag schildert eine Tour von Pakistan über China und Korea bis nach Indonesien.

05.02.99: Köln, 20.00 h
"**Können wir Tropenholznutzung verantworten? Probleme bei der Erhaltung des tropischen Regenwaldes** - Aus der Arbeit des deutschen Entwicklungsprojektes *sustainable forest management* in Samarinda / Ost-Kalimantan". Diavortrag von Hans-Dieter Haury, Hamburg.
Carl-Duisberg-Gesellschaft, Weyerstr. 79 – 83, 50676 Köln; Veranstaltung der DIG Köln.

19.02.99 - 20.02.99: Ingelheim
"**6. Internationales Multatuli-Symposion in Ingelheim: Kontinuitäten und Diskontinuitäten in den politischen und gesellschaftlichen Strukturen des 19. und 20. Jahrhunderts**".
Fridjof Nansen-Akademie für politische Bildung.
Namhafte Referenten konnten zu Vorträgen und Diskussionen gewonnen werden: Prof. Dr. B. Dahm, Dr. Klaus Mertes, Dr. H. Waibler, Rüdiger Siebert. Interessenten wenden sich bitte an die Fridjof Nansen-Akademie für politische Bildung Ingelheim, Wilhelm-Leuschner-Str. 61, 55218 Ingelheim, Tel. 06132 – 790 03 13.

24.02.99: Köln, 19.30 h
"**Indonesien: Medien, Intellektuelle und die Macht**".
Vortrag von Rüdiger Siebert.
Melanchthon Akademie / KOMED, Media Park
Indonesien ist in politischen Turbulenzen. Welche Rolle spielten und spielen im Ringen um Revolution und Reformen die Intellektuellen, Künstler, Publizisten?
Rüdiger Siebert, Leiter des Indonesischen Programms der Deutschen Welle Köln, ist Autor zahlreicher Bücher zu Südostasien.

12.03.99: Köln, 20.00 h
"**Traditionelles Bauen und neue Tendenzen in ländlichen Regionen Indonesiens: Zusammenarbeit zwischen indonesischen und deutschen Hochschulen**". Diavortrag von Wolfgang Etz, Münster.
Carl-Duisberg-Gesellschaft, Weyerstr. 79 – 83, 50676 Köln; Veranstaltung der DIG Köln
W. Etz ist Professor an der FH Münster und Präsident der DIG-Münster.

Veranstaltungen im Ausland:

Delft
Ständige Ausstellung: "**Empire of Treasures Nusantara**"
Indonesie Museum Nusantara, St. Agathaplein 1.

Utrecht
Ständige Ausstellung: "**The lives of people of the Moluccas who came to the Netherlands in the 1950s**"
Moluks Historisch Museum.

bis 03.01.99: Amsterdam
Ausstellung: "**Indie omlijst: vier eeuwen schilderkunst in Nederlands-Indie**"
Tropenmuseum Amsterdam, Linnaeusstraat 2.

Bildernachweis

Titelbild:
Am Busbahnhof in Solo
Photo und Gestaltung: Pasuhuk

- S. 5 : Pasuhuk (Photo & Bearbeitung)
- S.63: von Pasuhuk und Koesoemawiria
- S.67, 68: von Hans Budzyn

THEMEN 1999:

- KITA 1/99: JAKARTA
  Redaktionsschluß 15. März
- KITA 2/99: FRAUEN
  Redaktionsschluß 15. Juli
- KITA 3/99: TEXTILIEN
  Redaktionsschluß 15. November

IM NÄCHSTEN HEFT:





kita = indonesisch "wir", das Gegenüber miteinbeziehend

Herausgeber
Deutsch-Indonesische Gesellschaft (DIG) e.V. Köln

Redaktion
Helga Blazy (v.i.S.d.P), Hiltrud Cordes, Hendra Pasuhuk

Redaktionsanschrift
KITA c/o DIG Köln
Brüsseler Straße 89-93
50672 KÖLN
Tel.: 0221 - 952 27 09
Fax: 0221 - 952 27 07
E-mail: Kulturkontakt@t-online.de

Erscheinungstermine
April, August, Dezember
(Redaktionsschluß jeweils zum 15. des Vormonats)

Einsendung von Beiträgen
Texte möglichst auf Diskette (MS-DOS) oder per E-mail.

Anzeigen
Preisliste auf Anfrage

Druck
Kleikamp Druck, Köln

Bezugsbedingungen:
siehe Bestellkarte im Heft

Die im Heft abgedruckten Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!

ISSN 0948 - 3314

K I N D E R

REPORT

RUBRIKEN

ISSN 0984 - 3314